

# START

## Ukraine

Wie ein Autor und  
eine Fotografin auf ihr  
Land blicken

Erwachsenwerden in  
der Dauerkrise

## KÜSSEN VERBOTEN?

Wie Liebe und Arbeit doch zusammenpassen



»EIN GROSSARTIGER FILM  
VON GLÜHENDER SCHÖNHEIT.«  
LE PARISIEN

»AUDIARD ERFINDET SEIN KINO GANZ NEU.«  
SCREEN INTERNATIONAL

»SPEKTAKULÄR.«  
BLICKPUNKT FILM

»GLÄNZT MIT EINER ENERGIE, DIE  
UNSERE EPOCHE IN SICH AUFNIMMT.«  
LE MONDE

»KÖNNTE EIN KULTHIT WERDEN.«  
HAMBURGER ABENDBLATT

PAGE 114 präsentiert

# WO IN PARIS DIE SONNE AUFGEHT

EIN FILM VON  
JACQUES AUDIARD



FESTIVAL DE CANNES  
COMPÉTITION  
SÉLECTION OFFICIELLE 2021



LUCIE ZHANG MAKITA SAMBA NOÉMIE MERLANT JEHNNY BETH

Regie: CÉLINE SCIAMMA / LEA MISIUS / JACQUES AUDIARD Nach den Skripten von ADRIAN TOMINE // AMBER SWEET // KILLING AND DYING // HAWAIIAN GETAWAY // ORIGINAL MUSIC: RÔNE Produzent: VALÉRIE SCHERMANN Bild: PAUL GUILLAUME A.C. Schnitt: JULIETTE WELFLINS Kostüme: VIRGINIE MONTEL Casting: CHRISTEL BARAS Drehbuch: MILA PRELL

Originaltitel: LAURENT L'AMOUR DES AUTRES // Drehbuch: JÉRÔME DESGRANGES // Produktion: JEAN-BAPTISTE POUJOUX // Postproduktion: CÉDRIC ETIOLLET // Produktion: PAGE 114 // In Koproduktion mit FRANCE 2 CINÉMA mit Beteiligung von CANAL+ / CINE+ / FRANCE TELEVISIONS // In Koproduktion mit PLAYTIME // MEMENTO DISTRIBUTION // COFINOVIA 17



france 2 cinéma

france tv

CNC

CANAL+

CINE+

PLAYTIME

memento  
distribution

Creative  
Europe  
H2020

Neue Visionen  
Filmverleih

JETZT IM KINO!



**Warum Titelautorin  
Tanya Falenczyk  
(mit Anne Baum und  
Markus Sutera)  
einen Strauß Tulpen  
im Arm hält?  
Das erklären wir auf  
Seite 11.**

**E**s gibt Wörter, deren Bedeutung man zwar versteht, aber nicht fühlt, die man kognitiv begreift, aber nicht emotional. »Frieden« dürfte für viele junge Menschen in Deutschland bis vor Kurzem ein solches Wort gewesen sein. Dann startete Russlands Präsident Wladimir Putin einen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Seitdem steckt »Frieden« auch hierzulande voller Emotionen: Dankbarkeit, dass es ihn noch gibt; Angst, dass er bedroht sein könnte. In Kapitel zwei dieses Hefts wollen wir denjenigen Raum geben, die unmittelbar von Putins Krieg betroffen sind: Der Autor Mykola Vytivskyi beschreibt aus Lwiw, was die Ukraine für seine Generation ausmacht, was »Frieden« für sie bedeutet. Dazu zeigen wir Bilder der Fotografin Julia Kochetova aus Kiew und Irpin (Seite 36). Dieses Heft soll aber auch die Möglichkeit bieten, über andere Themen nachzudenken, es soll für ein bisschen Normalität sorgen – auch in einer Situation wie dieser ist das wichtig, wie der Entwicklungspsychologe Herbert Scheithauer erklärt (Seite 40). In der Titelgeschichte beispielsweise beschäftigen sich die Autor:innen Tanya Falenczyk, Anne Baum und Markus Sutera mit der Frage, ob Beziehungen am Arbeitsplatz funktionieren können – oder ob es Zeit ist, Beruf und Privates endgültig zu trennen (Seite 10).

Einen guten Start ins Semester wünscht deine SPIEGEL-START-Redaktion!

*PS: Wenn du Feedback an uns hast, schreib uns gern bei Instagram @spiegelstart oder per E-Mail spiegel-start@spiegel.de.*

**IMPRESSUM****DER SPIEGEL GMBH & CO. KG****ABO-SERVICE**

Tel.: +49 (0)40/3007-2700  
Fax: +49 (0)40/3007-3070  
Mail: aboservice@spiegel.de

**VERLAG UND REDAKTION**

Ericusspitze 1,  
20457 Hamburg  
Mail: spiegel-start@spiegel.de  
Online: spiegel.de/start

**HERAUSGEBER**

Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTION**

Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.),  
Dr. Melanie Amann, Thorsten Dörting,  
Clemens Höges

**GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN**

Barbara Supp

**REDAKTIONSLITIGATION**

Sophia Schirmer

**CHEF VOM DIENST**

Jörn Sucher

**MITARBEIT**

Anne Baum, Helen Bielawa, Florian Diekmann,  
Ruth Eisenreich, Tanya Falenczyk, Helene  
Flachsenberg, Sophie Garbe, Katharina Höller,  
Oliver Keaver, Lukas Kissel, Janne Knödler,  
Sebastian Maas, Svenja Meese, Max Nölke,  
Marcel Pauly, Anton Rainer, Lilli Stegner,  
Markus Sutera, Mykola Vytivskyi

**DOKUMENTATION**

Imko Haan, Anna Köster, Rainer Lübbert,  
Sandra Öfner, Anna Schwarz, Anika Zeller

**GESTALTUNG / TITELBILD**

Alexandra Grünig

**BILDREDAKTION**

Claudia Apel, Pia Pritzel

**GRAFIK**

Ferdinand Kuchlmayr, Andrew Timmins

**SCHLÜSSREDAKTION**

Lutz Diedrichs, Dörte Karsten, Sylke Kruse,  
Sandra Pietsch

**ORGANISATION**

Corinna Engels, Heike Kalb, Kathrin Maas

**PRODUKTION**

Linda Grimmecke, Petra Thormann

**OBJEKTLITIGATION**

Manuel Wessinghage

**HERSTELLUNG**

Andreas Allzeit

**VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN**

Hannes Engler

**ANZEIGENOBJEKTLITIGATION**

Sabine Schramm-Lühr  
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2  
Mediaunterlagen und Tarife:  
<https://gruppe.spiegel.de/spiegel-media>  
Tel.: 0049 (0)40 4003-3616

**DRUCK**

appl druck GmbH, Wemding  
*SPIEGEL START* wird auf  
Recyclingpapier gedruckt.

**VERTRIEB HOCHSCHULEN**

CAMPUSdirekt DEUTSCHLAND GmbH,  
Tel.: 0049 (0)921 78778 59-0

**GESCHÄFTSFÜHRUNG**

Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottlitz



## **TITEL** Küss mich, Kolleg:in

Zwei lieben sich und bewerben sich am selben Theater. Oder sie gründen gemeinsam eine Agentur. Oder sie begegnen einander in der Kaffeeküche, im Kolloquium, in der Konferenz. Zusammen leben und zusammenarbeiten – kann das funktionieren?

## **STUDIEREN & ARBEITEN**

 <b>24</b>	
--	--

- |    |   |
|----|---|
| 8  | Was geht ... in Job und Studium                           |
| 10 | <b>TITEL</b> Wie Liebe und Arbeit zusammenpassen          |
| 17 | <b>INTERVIEW</b> Karrieretauglich tindern                 |
| 20 | Essay: Es war einmal – Studierende im Aufstand            |
| 22 | Entscheidungsbaum: Surfen oder Zirkuskunst?               |
| 24 | <b>Klubs an belgischen Unis: Tödliche Aufnahmerituale</b> |
| 28 | Mein erstes Jahr im Job: Der Sicherheitsingenieur         |
| 30 | Bin ich gut? Fehler vermeiden beim Lebenslauf             |



**Spuren des Kriegs:  
Ukrainische Flagge  
in der Kleinstadt  
Irpin nahe Kiew**

36

**ZWEIFELN & VERSTEHEN**

- 
- 34 Was geht ... in Politik und Gesellschaft
- 
- 36 UKRAINE Aufwachsen mit dem Traum von Europa**
- 
- 40 **INTERVIEW** Erwachsen werden in Krieg und Krise
- 
- 42 Wenn Corona einfach nicht verschwindet: Studieren mit Long Covid
- 
- 48 Meinung: Warum die Abschaffung von § 219a nicht reicht



**Welcher Ort macht  
mich glücklich?  
Kunsthistorikerin  
Jasmin Friese in  
Leipzig**

54

**LEBEN & LIEBEN**

- 
- 52 Was geht ... in Alltag und Beziehung
- 
- 54 Selbsterkenntnis: Wo bin ich zu Hause – in der Heimat oder in aller Welt?**
- 
- 57 Die Kunst des grünen Liebens: Ach, Hafersahne!
- 
- 58 TikTok kennt mich. Wieso?
- 
- 62 Kochen ohne Kohle: Quetsch die Kartoffel!

Von SPIEGEL.de stammen die Texte auf den Seiten 20, 24, 28, 30, 40, 42, 54, 57, 58, 62; aus dem SPIEGEL stammen die Texte auf den Seiten 9, 48.



# WOHIN WILLLICH?



ILLUSTRATION EL BOUM

# Studieren & Arbeiten

Die Jahre an der Uni, die erste Zeit im Job: Sie sind etwas Besonderes. Wir entscheiden, was uns im Leben wichtig ist. Wir lernen neue Menschen kennen, erst Kommiliton:innen, dann Kolleg:innen – und vielleicht auch die Liebe fürs Leben. Coronapandemie, Onlinelehre und Homeoffice haben die Grenzen zwischen Studium, Arbeit und Privatleben verwischt. Das hat Folgen, positive und negative. Um beides geht es in diesem ersten Kapitel. ■



UNI À LA CARTE: FOLGE 2

## Jetzt wird's deftig

Tabea Mund, 27, studiert im Master Sonderpädagogik in Oldenburg.

»Grünkohl gehört zu Oldenburg wie die Bremer Stadtmusikanten zu Bremen. An der Universität gibt es sogar Grünkohlforschung, zum Beispiel zur Züchtung von besonders nahr- und schmackhaften Sorten. Und zum jährlichen Grünkohlfest im November wird eine Grünkohlkönigin oder ein Grünkohlkönig gewählt. Das Gemüse darf also auch in der Mensa nicht fehlen – und zwar nicht nur zur Saison im Winter, sondern das ganze Jahr über. Fast immer gibt es zum Eintopf Pinkel, eine geräucherte Wurst. Zusammen schmeckt es deftig und ziemlich salzig. Für den Eintopf habe ich 1,90 Euro bezahlt. Ich mag die Oldenburger Mensa. An den Wänden stehen Rezepte, aber ich frage mich, ob die jemals nachgekocht worden sind. Es gibt auch eine Cafeteria. Von einigen Plätzen aus kann man durch eine Glasscheibe in das Unischwimmbad schauen und die Studierenden dabei beobachten, wie sie ihre Bahnen ziehen. Oldenburg ist eine preiswerte Unistadt. Für mein WG-Zimmer habe ich früher 230 Euro gezahlt, jetzt wohne ich allein in einer kleinen Wohnung, die nur etwas mehr kostet. Außerdem wird für viele der Hochschulsportkurse nur eine niedrige Anmeldegebühr verlangt, und im Oldenburger Staatstheater können sich Studierende der Universität die Eigenproduktionen anschauen, ohne Eintritt zu bezahlen.«

## UNIVERSITÄTEN

### Was der Krieg in der Ukraine mit der Slawistik macht

Wohin soll man sich wenden, wenn ein Krieg das eigene Heimatland zerstört, wenn man vor Bomben und Raketen flüchten muss? Für Studierende aus der Ukraine sind auch Institute für Slawistik an deutschen Universitäten Anlaufstellen – Institute also, die sich mit den Sprachen und Literaturen Osteuropas beschäftigen.

»An den Universitäten erreichen uns täglich Dutzende Anfragen von Studierenden und Kolleg:innen aus der Ukraine, sie wollen wissen, welche Möglichkeiten es für ein Studium oder eine Anstellung gibt«, sagt Marion Krause, Professorin für Slawistische Linguistik an der Universität Hamburg und Mitglied im Verband der deutschen Slavistik. Die Verbandsmitglieder arbeiteten aktuell daran, Aktivitäten zu koordinieren und gemeinsame Wissens- und Hilfsangebote aufzubauen. Auch Slawistikstudierende engagierten sich, vor allem als Übersetzer:innen und Dolmetscher:innen. »Man sieht, wie wichtig Kenntnisse slawischer Sprachen, Literaturen und Medien sind, um Situationen wie den Krieg in der Ukraine einzuordnen«, sagt Krause.

Im jetzt beginnenden Sommersemester werde man verstärkt Themen »zum Verhältnis zwischen der Ukraine und der Russischen Föderation« in die Vorlesungen und Seminare einbinden und Ukrainisch-Sprachkurse anbieten. Bereits in den Semesterferien habe es an einigen Universitäten Gesprächskreise gegeben. Denn der Redebedarf war und ist groß: »Viele unserer Studierenden haben engste persönliche Verbindungen in die Ukraine und nach Russland und sind emotional zutiefst betroffen.« Trotz zum Teil unterschiedlicher Meinungen zu den Ursachen des Krieges und seinen Konsequenzen herrsche in einem Punkt Einigkeit: »Wir alle verurteilen den Angriff auf die Ukraine.«

STREAMING

# ALBTRAUM ARBEIT



**M**an muss nicht bei Karl Marx nachlesen, um etwas über Entfremdung in der Arbeitswelt zu lernen – Serien schauen geht auch. »Stromberg« hat dazu viel zu sagen, wenn auch humoristisch verbrämt. Gar nicht lustig ist hingegen die neue Büroserie, die seit Februar mit wöchentlich einer neuen Folge bei Apple TV+ läuft. Und das, obwohl zum Teil der ehemalige Comedy-Superstar Ben Stiller Regie führte. »Severance« zeigt ein albraumhaftes Labyrinth aus endlosen Fluren, unverständlichen Tätigkeiten und gespaltenen Persönlichkeiten. Der Konzern Lumon bietet seinen Angestellten eine umstrittene Prozedur an: Ihnen wird ein Chip ins Gehirn implantiert, der eine Barriere herstellt zwischen Arbeits- und Privatleben. Abteilungsleiter Mark weiß nichts über seine Existenz außerhalb der Firma und erinnert sich abends nicht daran, woran er tagsüber gearbeitet hat. Aber dann verschwindet sein Vorgesetzter, und eine neue Kollegin will nur eines: den Chip ausschalten. In der surrealen Welt von »Severance« wird der Konzern Lumon zum quasireligiösen Ersatz für die Sinnfindung. Sollte Apple-Chef Tim Cook die Serie anschauen, dürften ihm Parallelen zu seinem eigenen Konzern auffallen.

## INTERVIEW

## »Sucht euch Vertraute, die euch regelmäßig Feedback geben«

Wie sieht der Arbeitsalltag von erfolgreichen Menschen wirklich aus? Wir fragen Diana zur Löwen, 26, die als Influencerin Beiträge für soziale Medien produziert, etwa über Mode, psychische Gesundheit oder Politik.

**SPIEGEL:** Diana, wie startest du in den Tag?

LÖWEN: Wenn ich zu Hause in Berlin bin, gehe ich etwa zweimal pro Woche zu einem Sport-Bootcamp – zwölf Minuten Laufen, zwölf Minuten Krafttraining. Was ich jeden Tag mache: beim Schminken Nachrichten hören. Es ist mir wichtig, den Tag gut informiert zu starten.

**SPIEGEL:** Als Selbstständige kannst du deinen Arbeitsalltag selbst strukturieren.

**Wie gehst du dabei vor?**

LÖWEN: Am Anfang der Woche erstelle ich eine Liste mit Aufgaben, die ich bis zum Wochenende schaffen will. Ich arbeite oft in Co-Working-Spaces oder Cafés – dort bin ich fokussierter, die Atmosphäre mit all den Menschen um mich herum inspiriert mich. Außerdem habe ich das Privileg, viele Aufgaben delegieren und mir Feedback einholen zu können, beispielsweise von meinem Management. Das ist auch mein Tipp an andere: Sucht euch Komiliton:innen, Kolleg:innen, andere Vertraute, die euch

regelmäßig Feedback geben. So kommt man schneller voran und liefert bessere Ergebnisse.

**SPIEGEL:** Du zeigst auf Instagram, wie du regelmäßig in ein Bullet Journal, eine Art Tagebuch, schreibst.

LÖWEN: Ja, meine Gedanken aufzuschreiben hilft mir, sie zu verarbeiten. In meinem Journal beschäftige ich mich etwa mit dem Hass, der mir in den sozialen Netzwerken entgegenschlägt. Die Notizen dazu bringen mich auch bei meiner Therapie weiter, zu der ich alle zwei Wochen gehe. Dank ihr lerne ich mich selbst genauer kennen. Ich bekomme mehr Vertrauen in mich, das hilft mir privat und beruflich.

**SPIEGEL:** Du redest offen über deine Psychotherapie. Was beweckst du damit?

LÖWEN: Ich wünsche mir, dass wir als Gesellschaft freier über psychische Erkrankungen sprechen können – auch im Arbeitskontext. Ich bin überzeugt: Wenn man sich privaten Problemen stellt, kann man auch mit beruflichen besser umgehen. Ich bin achtsamer geworden, frage auch meine Mitarbeiter:innen häufiger, wie sie sich fühlen.



# Du, ich

Beim Praktikum, als studentische Aushilfe oder im ersten Job verbringt man viel Zeit mit denselben Menschen.

Aus Zusammenarbeit wird Freundschaft, manchmal Liebe. Aber kann eine Beziehung am Arbeitsplatz funktionieren?

**TEXT** TANYA FALENCZYK, ANNE BAUM, MARKUS SUTERA

**FOTOS** MILENA SCHILLING, LUKAS ZANDER, LUCAS CHRISTIANSEN

und  
die Firma

**ZU DEN FOTOS**

Chrysanthemen, Rosen, Gerbera:  
Alle Paare aus der Titelgeschichte  
haben Blumen mit zum Shooting  
gebracht, eines hat den Strauß mit  
an den Arbeitsplatz genommen.



# A

Als sich Jonas Brüggemann und Sophia Röscher zum ersten Mal gegenübersetzen, mögen sie sich nicht besonders. Es ist ein verschneiter Tag Anfang Dezember, die beiden sind Teil einer Vierergruppe im Assessment-Center von Bosch, sie wollen einen Platz im dualen Studiengang des Unternehmens. Und sie wissen: Normalerweise ist nur eine Person aus jeder Gruppe erfolgreich, wenn überhaupt. Jonas erinnert sich, wie Sophia ein Zahnrad aus einer Kiste mit Bauteilen für Autolenkungen zieht, die das Bosch-Werk in Schwäbisch Gmünd produziert. Wie sie selbstsicher alle Fragen des Ausbildungsteachers beantwortet: Wohin könnte das Bauteil gehören? Wie funktioniert es? Er denkt sich: »Mist, die ist gut.« Sophia erinnert sich, wie Jonas über das »technische Fertigungsverfahren« eines Bauteils spricht. Wie ihr durch den Kopf geht: »Keine Ahnung, wovon er redet.« Und: »Was für ein starker Kandidat.« Am Ende sind sich beide sicher: Der jeweils andere wird ihnen den Platz wegnehmen.

Fünfeinhalb Jahre später sitzen Sophia, heute 26, und Jonas, 24, in ihrer gemeinsamen Wohnung in der Nähe von Schwäbisch Gmünd und erzählen in einem Videoanruf die Geschichte ihres Kennenlernens. Vor einem halben Jahr zogen sie hierher, in ein ausgebautes Dachgeschoss mit hohen Decken, Holzbalken und viel Licht. Wegen der Coronapandemie verbrachten sie in den vergangenen Monaten den Großteil ihrer Arbeitstage hier, Rücken an Rücken im Arbeitszimmer nebeneinander. Sophia und Jonas teilen die Wohnung, das Arbeitszimmer – und den Arbeitgeber. Am Ende bekamen sie beide eine Zusage von Bosch, sie studierten zusammen Wirtschaftsingenieurwesen an der DHBW Stuttgart, arbeiteten bei Bosch Automotive Steering in Schwäbisch Gmünd. Und sie wurden knapp zwei Jahre nach ihrem Treffen beim Assessment-Center ein Paar. »Das war echt kein einfacher Start für die Beziehung«, sagt Jonas heute. »Wir haben uns jeden Tag gesehen, und plötzlich war da ein komplett neues Gefühl«, sagt Sophia.

Ob als Praktikantin, Werkstudent oder Berufseinsteigerin – die Beziehung zu den Kolleg:innen ist eine besondere. Man verbringt bis zu 40 Stunden pro Woche mit ihnen, manchmal mehr, oft sind sie der erste Anker in einer neuen Stadt. Aus diesen Begegnungen am Arbeitsplatz wird mitunter mehr als

gute Zusammenarbeit, auch mehr als Freundschaft. In einer Umfrage der Datingplattform ElitePartner aus dem Jahr 2019 gab fast ein Drittel der Befragten an, sich schon einmal am Arbeitsplatz verliebt zu haben. Knapp ein Viertel hatte im Job demnach sogar einen festen Partner kennengelernt.

In der Pandemie fielen physische Begegnungen zwar oft weg, viele arbeiteten von zu Hause. Trotzdem könnte Corona den Arbeitsplatz zu einem noch bedeutenderen Ort für die Liebe gemacht haben, sagt die Hamburger Single- und Paarberaterin Sibylle Lachmann. Weil etwa Bars und Klubs lange geschlossen waren, habe man nur während der Arbeit Menschen noch jenseits einer »künstlichen Situation« wie beim Onlinedating kennenlernen können. »Die Einsamkeit der Singles wuchs und mit ihr die Bereitschaft, auch innerhalb eines Unternehmens etwas anzufangen«, sagt Lachmann.

Doch der Arbeitsplatz ist auch einer der kompliziertesten Orte, um sich kennenzulernen. Man ist dort eben nicht nur in einer Liebes-, sondern auch in einer Arbeitsbeziehung, hat ständig Kolleg:innen um sich, steht möglicherweise auf unterschiedlichen Hierarchieebenen oder in Abhängigkeit zueinander. Eine Beziehung kann also eine Herausforderung für den Job sein – und umgekehrt. Privates und Berufliches vermischen sich zwangsläufig. Wer im Ratgeberforum Reddit nach Tipps für Flirts am Arbeitsplatz fragt, dem wird meist abgeraten. »Don't fuck the company«, heißt es dann, oder »Nicht intim im Team!«. Diese alten und neueren Weisheiten wollen sagen: Liebe und Arbeit, das passt nicht zusammen.

Aber es gibt sie eben doch: die Paare, die sich im Büro oder in der Werkstatt verliebt haben. Die damit ganz offen umgehen oder die Beziehung verheimlichen. Die Paare, die seit zehn Jahren zusammenarbeiten, sogar zusammen gegrünzt haben. Oder die im Job miteinander konkurrieren. Sie alle stehen vor der Frage: Liebe und Arbeit, wie kann das funktionieren? Und finden darauf ganz unterschiedliche Antworten.

## I. Wie es anfängt

Eigentlich habe sie Jonas schon vor dem ersten Kuss gut gefunden, sagt Sophia heute. Aber sie habe lange gedacht, zusammen studieren, zusammenarbeiten und dann auch noch zusammen sein, das ginge gar nicht. »Falls es zwischen uns nicht gepasst hätte, hätten wir uns trotzdem ständig gesehen. Und ich hatte gar keinen Bock auf etwas Kompliziertes.« Aber dann, an diesem Abend nach dem Bosch-Studierendenstammtisch im Oktober 2017, als Jonas sie noch zu Fuß nach Hause brachte, dachte sie: »Es wäre doch doof, wenn wir uns nur deswegen zurückhalten.«

Bei Jonas kamen die Sorgen erst in den Tagen nach dem Kuss. Plötzlich, so erinnert er sich, schwirrten ihm Fragen durch den Kopf: »Wird es an der Uni und in der Arbeit jetzt komisch zwischen uns? Wie werden unsere Chefs bei Bosch reagieren und unser Ausbildungsteacher? Ist das überhaupt erlaubt?« In der Woche nach dem Kuss erzählten sie Mitstudierenden von ihrer Beziehung. Manche hätten geantwortet: »Ich wusste es!« Andere gefragt: »Euer Ernst?« Bei der Arbeit hätten sie nichts gesagt, sondern eher gezeigt, dass sie zusammen sind, sagt Jonas. Er nahm sie mit zur Weihnachtsfeier, sie lud ihn zum Teamevent auf einer Hütte ein. Irgendwann wussten alle: Jonas und Sophia sind ein Paar.

Auch Martha Wohlers, 27, und Sascha Schäfer, 30, sind ein Paar, auch sie arbeiten zusammen, bei einem börsennotierten Digitalunternehmen in Berlin. Dort lernten sie sich vor



Bosch-Ange-stellte Sophia Röscher und Jonas Brüggemann: Zusam-men studieren, zusammen-arbeiten, zusammen sein



anderthalb Jahren kennen. Martha fing als Werkstudentin an, Sascha, ebenfalls Werkstudent, arbeitete sie ein. Aus ihrer anfänglichen Freundschaft wurde nach wenigen Monaten eine Affäre. Und aus der Affäre schließlich eine Beziehung. Heute sind beide festangestellt im Unternehmen, in verschiedenen Abteilungen. Dass sie zusammen sind, wissen nur wenige Kolleg:innen. Deswegen möchten sie auch nur anonym sprechen, ihre Namen sind geändert. Schon bevor aus ihnen etwas Ernstes wurde, habe es im Betrieb Gerüchte über sie gegeben, so erzählen sie es heute. Sie hätten sich ständig beobachtet gefühlt, sagt Martha, in einer Zeit, in der sie selbst noch viele Fragezeichen im Kopf gehabt hätten. »Wir haben lange gebraucht, bis wir uns für eine Beziehung entscheiden konnten. Und man kann etwas erst erzählen, wenn man weiß, was es ist«, sagt Sascha. »Für mich hat es den Zauber zwischen uns ein Stück genommen«, sagt Martha.

Im Büro würden sie sich betont freundschaftlich verhalten, ab und zu gemeinsam Mittagessen gehen, mehr aber nicht. »Ich habe Angst, dass das Interesse wieder hochkocht, wenn wir jetzt offen von unserer Beziehung erzählen. Und dass die Kolleg:innen uns dann ganz genau beobachten, besondere Zuneigung oder Drama erwarten«, sagt Martha. Dafür aber sei der Arbeitsplatz der falsche Ort.

Also doch eher: »Don't fuck the company«? Rechtlich gesehen gab es darauf in Deutschland bisher eine eindeutige Antwort, sagt Daniel Graewe, Anwalt für Unternehmens- und Professor für Wirtschaftsrecht an der Hamburg School of Business Administration. Nämlich Artikel 2 des Grundgesetzes: »Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit«, steht da. Unter dieses »allgemeine Persönlichkeitsrechte fielen sämtliche einvernehmlichen Liebesverhältnisse, auch zwischen Mitarbeitenden, sagt Graewe. Mit der Begründung entschied etwa das Landesarbeitsgericht Düsseldorf 2005, dass der US-

Konzern Walmart seinen Angestellten in Deutschland Beziehungen am Arbeitsplatz nicht verbieten darf.

In den USA ist der Blick auf das Thema ein anderer. Dort gibt es seit Jahrzehnten Vorschriften, die Beziehungen zwischen Mitarbeitenden regeln und immer wieder zu Entlassungen führen. Die Strenge sei gut begründet, sagt Graewe. Weil es für Unternehmen in den USA weniger rechtliche Vorschriften gebe als in der EU, werde dort vieles erst vor Gericht entschieden. »Wenn in den USA ein Mitarbeiter klagt, weil zum Beispiel die Chefin ihren Geliebten vorzeitig befördert, kann das Unternehmen zu hohen Schadensersatzsummen verurteilt werden.« Um das zu verhindern, gäben sich US-Unternehmen selbst strenge Vorschriften. Auch in Deutschland seien jetzt erste Schritte in Richtung USA zu erkennen, sagt Graewe. Der Axel-Springer-Verlag etwa verpflichtet seine Führungskräfte seit Ende 2021 zur Offenlegung von Beziehungen mit Mitarbeitenden ihres Verantwortungsbereichs. Springer reagiert damit auf Vorwürfe gegen den früheren »Bild«-Chefredakteur Julian Reichelt, der mit mehreren unterstellten Mitarbeiterinnen Verhältnisse begonnen und dabei seine Machtposition ausgenutzt haben soll, was Reichelt bestreitet.

Ansonsten scheint es hierzulande aber noch kaum feste Regeln zu Beziehungen am Arbeitsplatz zu geben. Auf eine Anfrage von SPIEGEL START bei 20 Unternehmen mit Sitz in Deutschland gaben 17 Auskunft. Allianz, Adidas, N26 – sie alle erlauben Partnerschaften zwischen Mitarbeitenden. Von Mercedes-Benz heißt es: »Persönliche Beziehungen sind das Privatleben unserer Beschäftigten, welches wir als Unterneh-

# Work-Love-Balance

Die Liebe und die Arbeit, sie gehören zusammen – sagt die Statistik. Wo sich Paare kennenlernen, worüber sie sprechen und was sie abschreckt.

**GRAFIK UND ILLUSTRATION ANDREW TIMMINS**

**RECHERCHE ANNE BAUM**

## Wo die Liebe hinfällt

Orte, an denen sich Arbeitskolleg:innen verlieben



Quelle: OnePoll-Umfrage für Viking unter 1000 Arbeitnehmer:innen in Deutschland 2018

## Worüber Paare reden

Auswahl

**67 %**  
sprechen oft über  
berufliche Themen

**89 %**  
Erlebnisse des Tages

**52 %**  
Sex und Zärtlichkeit

**30 %**  
Nachbarn

Quelle: Fittkau & Maaß Consulting  
für ElitePartner im Oktober/November  
2019, 3877 Befragte

## Gleich und Gleich gesellt sich gern

Berufe, in denen besonders häufig untereinander geheiratet wird



Quelle: American Community Survey 2014

## Tabu!

Männer und Frauen würden keine Beziehung eingehen, wenn der oder die andere ...

... mehr als 60 Stunden  
pro Woche arbeitet

Männer 34 %  
Frauen 36 %

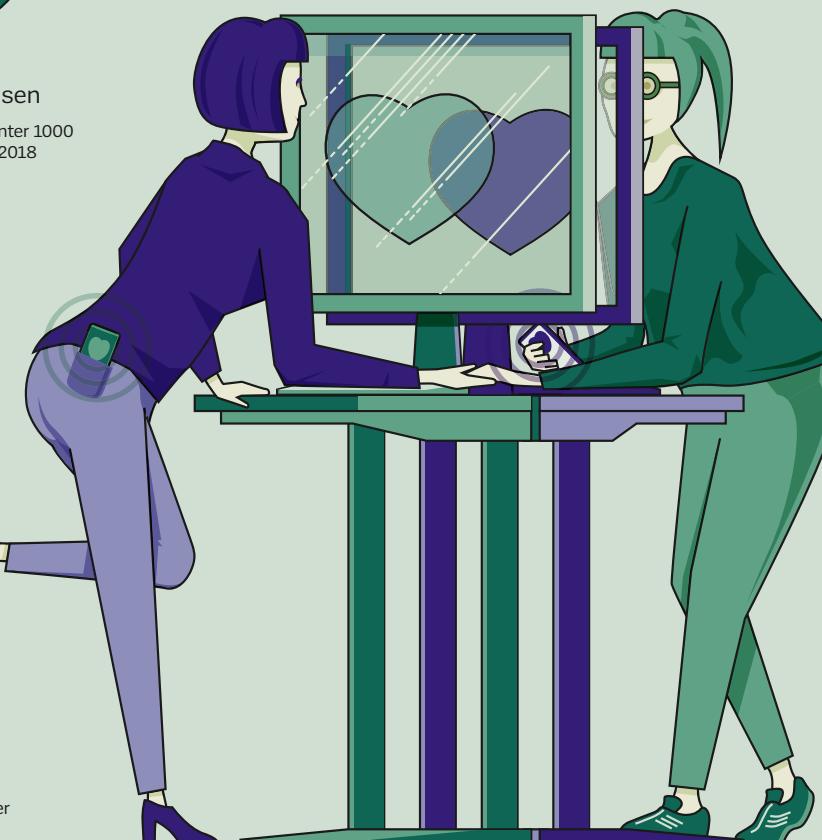
... beruflich wenig  
erfolgreich ist

7 %  
14 %

... weniger verdient

3 %  
10 %

Quelle: Fittkau & Maaß  
Consulting für ElitePartner  
im Oktober/November 2018,  
4066 Befragte



## Im Job verliebt

Ex-Präsidentenpaar  
Barack  
und Michelle  
**Obama**

Biontech-  
Gründer:innen  
Uğur  
**Şahin**  
und Özlem  
**Türeci**

»Game of  
Thrones«-Stars  
Kit  
**Harington**  
und Rose  
**Leslie**



**Sascha Schäfer, Martha Wohlers: Ständig beobachtet**

men selbstverständlich respektieren.« Nur der Facebook-Mutterkonzern Meta verweist auch in Deutschland auf seinen amerikanischen Verhaltenskodex. Auf der Unternehmens-Website heißt es unter anderem: »Wenn Sie einen Kollegen oder eine Kollegin um ein Date bitten und diese Einladung nicht zu einer Verabredung führt, fragen Sie nicht noch einmal.« Bei vielen anderen, wie dem Softwarekonzern SAP, dem Pharmakonzern Merck oder dem Optikunternehmen Zeiss, ähnelt sich die Formulierung: Sie würden erst dann aktiv, wenn sich »Interessenkonflikte« ergeben könnten. Das sei etwa der Fall »bei einer Beziehung zwischen einer Führungskraft und einer ihr unter-

stellten Person« (Merck) oder »sobald geschäftliche Entscheidungen der Mitarbeitenden auf ihre Partner:innen Auswirkungen haben könnten« (Zeiss).

Doch selbst wenn man gegen keine Regeln verstößt, eine Beziehung am Arbeitsplatz ist eine besondere Herausforderung – dessen sollte man sich bewusst sein, sagt Beraterin Sibylle Lachmann. »Das Gute ist, dass junge Menschen heute am Anfang einer Beziehung über schwierige Themen sprechen.« Fragen wie: »Möchtest du mal Kinder?«, »Wie stehst du zu einer offenen Beziehung?« seien zunehmend kein Tabu mehr. So offen sollte man bei einer Liebe am Arbeitsplatz auch über eine mögliche Trennung sprechen, rät Lachmann. »Ja, das ist unromantisch. Aber eine Liebe im Büro ist risanter. Im schlimmsten Fall muss man den Menschen, der einen furchtlich enttäuscht hat, trotzdem jeden Tag sehen.«

## II. Was es bedeutet

Obwohl Sophia und Jonas fast jede Minute miteinander verbrachten, funktionierte die Vermischung von Ausbildung, Arbeit und Beziehung für die beiden lange gut. Bis sie nach dem Bachelor noch ein duales Masterstudium bei Bosch anfingen. Sie arbeiteten jetzt Vollzeit und trugen zum ersten Mal Verantwortung für einen Kunden – durch Zufall beide für den gleichen, einen Luxusauto-Hersteller: Jonas war im Produktmanagement zuständig, Sophia im Vertrieb. Er setzte Ziele, die sie erfüllen musste. »Die Zeit war für uns wirklich anstrengend«, sagt Jonas. »Oh ja«, sagt Sophia, und schüttelt den Kopf, als wollte sie die Erinnerung schnell wieder loswerden.

Beide waren neu, beide kämpften dafür, einen guten Job zu machen. Das führte manchmal zu Konflikten. »Wenn Sophia im Vertrieb einen Preis verhandelte, fragte ich mich: ›Wäre da nicht noch mehr gegangen?‹«, sagt Jonas. Beim Abendessen wurde aus »Wie läuft es gerade im Projekt?« schnell »Warum läuft es denn nicht besser?«. Das habe sie genervt, sagt Sophia. »Oft war es schwer, abends über etwas anderes als Bosch zu reden.« Trotzdem sei es zwischen ihnen nie nur ein Gegen-

**»Wenn Sie einen Kollegen oder eine Kollegin um ein Date bitten und diese Einladung nicht zu einer Verabredung führt, fragen Sie nicht noch einmal.«**

**Verhaltenskodex beim Facebook-Mutterkonzern Meta**



einander, sondern vor allem ein Miteinander gewesen, sagt sie. »Wir haben uns immer mehr unterstützt als diskutiert, mehr über neue Ideen als über alte Probleme geredet.« Oft hätte sich die Zusammenarbeit deswegen auch sehr gut angefühlt. Ihr großes gemeinsames Ziel war damals, einen neuen Auftrag zu gewinnen: für das Lenksystem eines neuen Luxusautos. Sie mussten beweisen, dass das Projekt profitabel wäre und dass sie die Entwicklung rechtzeitig schaffen würden. »Wir wussten genau, wie wir miteinander umgehen müssen, weil wir uns so gut kennen. Dadurch konnten wir leichter zusammenarbeiten«, sagt Sophia. Nach drei Monaten Vorbereitung präsentierten sie ihr Projekt dem Vorstand. Und hatten Erfolg: Sie bekamen die Freigabe und schließlich den Auftrag. »Wenn demnächst dieses neue Auto herauskommt, können wir sagen: Die Lenkung haben wir zusammen akquiriert«, sagt Jonas. Kann die Beziehung also vielleicht sogar gut für die gemeinsame Arbeit sein, weil sie motiviert, inspiriert, Halt gibt?

Vor Beginn ihrer Forschung hätte die Verhaltensökonomin Juliane Hennecke gesagt: eher nein. Sie hätte sogar bezweifelt, dass es gut ist, wenn beide aus derselben Branche sind. »Ich dachte, dann verschmelzen Beruf und Beziehung – das kann nicht gut gehen«, sagt sie. Doch sie kam zu einer für

**Melisa Karakuş, Danny Schuster: Zu Hause nicht über die Arbeit reden**



sie überraschenden Erkenntnis: Die Zufriedenheit mit der eigenen Arbeit und dem eigenen Leben ist bei diesen Paaren sogar höher als bei anderen. Zusammen mit ihrem Kollegen Clemens Hetschko analysierte Hennecke im vergangenen Jahr die Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) von 1985 bis 2018 – einer Wiederholungsbefragung, bei der stets dieselben deutschen Haushalte seit rund 30 Jahren angeben, wie zufrieden sie sind. Ihr Fokus lag auf Paaren mit dem gleichen Beruf, also einem sogenannten »work link«. Henneckes Ergebnisse beziehen sich nicht speziell auf Paare, die sich im Job kennengelernt haben oder im selben Unternehmen arbeiten, sie sind allgemeiner. Aber sie zeigen eine Tendenz: Verglichen mit Paaren mit unterschiedlichen Berufen sind etwa zwei Bauleiter:innen oder zwei Lehrer:innen erfolgreicher im Job – und glücklicher im Leben. Inzwischen hat Hennecke dafür auch eine Erklärung: »Es ist viel einfacher, jemanden zu verstehen, der das Gleiche macht«, sagt sie. »Paare mit dem gleichen Beruf müssen sich nicht erst erklären, wie ihre Arbeit funktioniert und warum sie abends noch eine Überstunde schieben.« Sie könnten außerdem ihre Netzwerke teilen und sich gegenseitig beim beruflichen Aufstieg unterstützen. Die positiven Effekte gelten Hennecke zufolge aber vor allem für Paare, die sie »Power Couples« nennt: zwei Menschen mit hohem Bildungsabschluss und Einkommen. Bei selbstständigen Paaren hingegen, also bei potenziell besonders engen »work links«, zeige sich ein negativer Effekt: Sie seien mit ihrer Freizeit sogar weniger zufrieden als Paare mit unterschiedlichen Berufen. Hennecke vermutet, dass sich bei ihnen Privat- und Berufsleben dann doch zu sehr vermischen.

### III. Wie es funktioniert

Es ist also kompliziert. Trotzdem schaffen es viele Paare gemeinsam durch unangenehme Situationen im Büro, Arbeitsdiskussionen beim Abendessen, Konkurrenzsituationen im Job. Und sind am Ende immer noch glücklich zusammen. Wie machen sie das? Melisa Karakuş und Danny Schuster, 33 und 37, sind seit zehn Jahren in einer Beziehung, seit neun Jahren arbeiten sie zusammen, seit sieben Jahren haben sie ein Unternehmen, seit vier Jahren eine Tochter. Ihr Leben spielt sich vor allem an einer Straßenecke im Berliner Wedding ab. Dort liegt das von ihnen gegründete »Büro Farbe«, eine Designagentur, daneben ein türkischer Supermarkt, direkt darüber ihre gemeinsame Wohnung. Die beiden haben schon zusammen studiert, Kommunikationsdesign in Dortmund. Währenddessen gründete Melisa das deutsch-türkische Magazin »renk.«. Das Logo dafür habe Danny um ungefähr vier Uhr morgens designt, in einer von vielen Nächten, die sie gemeinsam am Schreibtisch verbrachten, so erzählen sie es heute. Nach »renk.« kam der erste gemeinsame Nebenjob in einer Werbefirma, dann die Selbstständigkeit, schließlich die eigene Designagentur.



# »Auf einer Dating-App zu sein ist nichts Verbotenes«



Das Instagram-Profil kann man im Zweifel vor der Chefin verstecken. Doch was ist mit Tinder?

Die Karriereberaterin  
Silke Koppitz über die Bürotauglichkeit  
von Dating-Profilen

INTERVIEW ANNE BAUM

**SPIEGEL:** Frau Koppitz, auf Tinder, Bumble und Co. kann man der Liebe fürs Leben begegnen – aber auch dem Kollegen aus dem Büro nebenan oder gar der Chefin. Sollte man Dating-Apps vor dem Berufsstart also lieber löschen?

KOPPITZ: Nein, das würde ich nicht empfehlen. Ich bin dagegen, Dating-Apps in die Schmuddelecke zu stellen. Sie gehören zur heutigen Zeit und sollten normalisiert werden.

**SPIEGEL:** Trotzdem ist ein Profil in einer Dating-App privater als etwa eines bei LinkedIn. Man gibt damit preis, dass man auf der Suche ist – und auch, wonach.

KOPPITZ: Das stimmt. Wie man auf eine Begegnung etwa bei Tinder reagieren sollte, hängt deshalb auch davon ab, wie eng das Verhältnis zu dem Kollegen oder der Kollegin ist. Kennt man die Person gut, kann man gemeinsam darüber schmunzeln, dass man über ihr Profil gestolpert ist. Ansonsten ist Diskretion wichtig. Das ist wie eine Begegnung im Supermarkt: Da nickt man sich zu, unterhält sich vielleicht kurz –

aber spricht den Kollegen ja auch nicht auf die ausgeleerte Jogginghose oder die Kondome im Einkaufswagen an.

**SPIEGEL:** Die Chance auf ein Match bei Tinder steigt, wenn man viel über sich verrät, etwa den Beruf. Dadurch erhöht sich auch die Wahrscheinlichkeit, von Kolleg:innen erkannt zu werden. Wie viel sollte man im Profil über den Beruf erzählen?

KOPPITZ: Man kann im Profil angeben, was man möchte. Auf einer Dating-App zu sein ist schließlich nichts Verbotenes – und auch kein Grund, sich zu schämen. Manche Firmen haben allerdings Social-Media-Guidelines, die sollte man sich unbedingt durchlesen. Generell würde ich raten, bei der Berufsbezeichnung zu bleiben und nicht das Unternehmen zu nennen, bei dem man arbeitet. Wenn man besonders stolz auf seinen Arbeitgeber ist, kann man ihn natürlich erwähnen. Dann wird man aber zum Botschafter des Unternehmens und sollte darauf achten, wie man auftritt. Ein misslungener Anmachspruch oder ein schreckliches Date könnten seinem Ruf schaden.

**SPIEGEL:** Früher hieß es immer, Partyfotos auf Facebook würden Vorgesetzte abschrecken. Auch auf Dating-Apps zeigen sich viele in der Kneipe. Ein Karrierekiller?

KOPPITZ: Ein Glas Wein in der Hand oder ein nettes Foto in der Kneipe sind in Ordnung. Nur Fotos vom Saufgelage sollten es nicht sein. Da denkt die Chefin vielleicht, dass man am Montagmorgen nach durchzechten Wochenenden nicht leistungsfähig ist.

**SPIEGEL:** Haben Sie weitere Tipps für ein bürotaugliches Dating-Profil?

KOPPITZ: Wie in anderen sozialen Netzwerken sollte man nichts schreiben, was man nicht auch in der Kantine erzählen würde. Also: Dass man gern joggen geht, darf natürlich im Profil stehen, dass man ein Faible für Tigerunterhosen hat, besser nicht. Was niemals geht, sind Lügen, etwa sich in eine Chefposition zu schummeln, Verschwörungstheorien und Hetze.

**SPIEGEL:** Durch eine Begegnung bei Tinder erfährt die Chefin also möglicherweise vom Sieg beim letzten Zehnkilometerlauf oder von anderen ungeahnten Talenten, die auch im Arbeitsleben nützlich sein könnten. Kann man Tinder als Karrierekick nutzen?

KOPPITZ: Ich finde es zu viel verlangt, auch noch beim Dating-Profil auf Karrieretauglichkeit zu achten, um dann beruflich vielleicht einen kleinen Vorteil herauszuschlagen. Dafür gibt es Netzwerke wie LinkedIn. Aber Authentizität in der Arbeitswelt ist gut, klar.

**SPIEGEL:** Sollte man also auch im Job mehr Persönliches von sich zeigen?

KOPPITZ: Unbedingt. Durch das Homeoffice während der Pandemie hat sich schon viel geändert. Es gab mehr Einblicke ins Privatleben: Da lief die Katze über die Tastatur, und im Hintergrund stand der Wäscheständer. Diese Offenheit sollten wir auch nach Corona beibehalten. Es ist Zeit, dass ein Umdenken stattfindet. Wir sind nicht nur Arbeitsmaschinen und dürfen auch im Job mal Menschlichkeit zeigen. ❤

**Musicaldarsteller  
Michael Berres  
und Florian Sigmund  
in der Volksbühne  
am Rudolfplatz in  
Köln: Als Paar gegen-  
einander antreten**





Der »work link«, er könnte kaum enger sein. Tatsächlich würden sie oft gefragt, ob sie das nicht nervt. »Selbst unsere Freund:innen checken nicht, wieso wir alles zusammen machen«, sagt Danny. »Abgrenzung klingt komisch für uns«, sagt Melisa. »Wir sind schon immer 24/7 zusammen.« Weil sie so viel gemeinsames Leben organisieren müssten, hätten sie nach der Geburt ihrer Tochter feste Absprachen getroffen. Momentan gelte: Melisa kümmert sich um die Planung und Konzeption neuer Aufträge und die Buchhaltung, schreibt Einkaufslisten und kocht abends. Danny setzt die Aufträge um, bringt die Tochter in die Kita und holt sie ab, ist im Elternchat der Ansprechpartner und geht einkaufen. Außerdem seien sie sehr streng damit geworden, in der Wohnung nicht über die Arbeit zu reden. »Wir lieben unsere Arbeit – so sehr, dass wir unsere Beziehung lange nicht abgrenzen wollten«, sagt Danny. »Wir haben erst durchs Älterwerden gelernt, dass es ein Gegengewicht braucht.« Manchmal käme es trotzdem vor, dass einer am Frühstückstisch mit der Arbeit anfange, sagt Melisa. »Aber dann sagt der andere: ›Hey, ich esse mein Brot, wir besprechen das gleich unten im Büro.‹«

Einen engen »work link« haben auch Michael Berres und Florian Sigmund, beide 28, beide Musicaldarsteller. Nur führt er bei ihnen dazu, dass sie als Paar manchmal gegeneinander antreten müssen. Florian und Michael lernten sich 2017 während ihres Studiums an der Folkwang Universität der Künste in Essen kennen und sind seitdem ein Paar. Sie gingen gemeinsam durch den Einstieg in die Musicalbranche, durch den Auftrittsstopp während der Pandemie, durch sehr viele Castings und fast genauso viele Absagen. Gerade spielt Florian an der Volksbühne am Rudolfplatz in Köln in »Himmel und Hölle«, Michael in »Tina – Das Tina Turner Musical« auf der Hambur-

ger Reeperbahn. Auf seine Rolle – die des Roger Davies, dem Manager von Turner – hatte sich auch Florian beworben, doch er wurde gar nicht erst zum Casting eingeladen.

In einer Branche, in der so viel Konkurrenz herrscht, in der für eine Rolle Hunderte vorsingen, manchmal Tausende, kann man bei Bewerbungen schwer Rücksicht nehmen auf persönliche Beziehungen. Florian sagt: »Es tut immer weh, wenn man eine Rolle wirklich spielen will und sie nicht bekommt. Es ist minimal einfacher, wenn es Michi dann macht. Minimal.« Michael sagt: »Es gibt so viele Mitbewerber:innen, da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an. Ich bereite mich vor, so gut es geht. Der Rest liegt nicht in meiner Macht.« Auch wenn sie oft scheinbar gegeneinander antreten, gebe es viel, was sie verbindet. Sie würden die gleichen Sorgen teilen, die gleichen Ängste und viele Hoffnungen und Träume. »Daraus entstehen manchmal sehr zerreißende, aber auch wunderschöne Momente«, sagt Michael. »Weil wir den gleichen Job machen, wissen wir, was es für den anderen bedeutet, eine Rolle zu bekommen«, sagt Florian. Bei »Tina Turner« habe sich jedes schlechte Gefühl aufgelöst, als er Michael auf der Bühne gesehen habe: »Hätte ich ihn früher in der Rolle erlebt, hätte ich mich gar nicht erst beworben.«

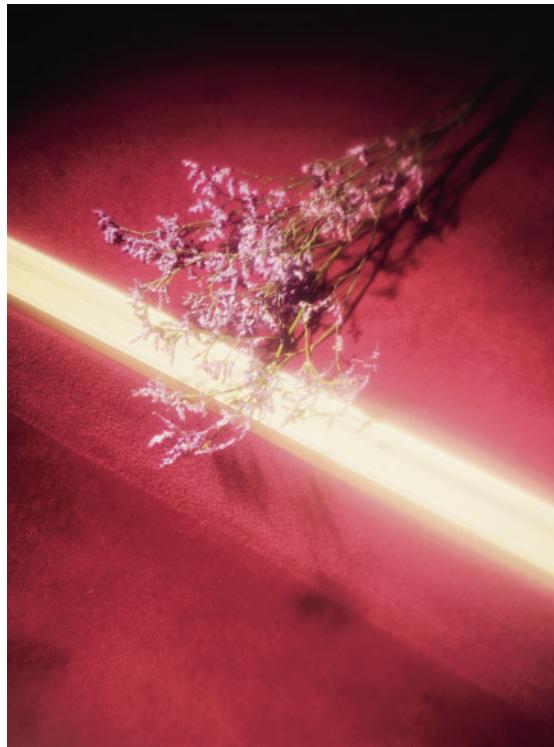
## IV. Epilog

Wenn Paare, die zusammenarbeiten, so gut funktionieren – weil sie sich gegenseitig unterstützen, einander antreiben, auch schwierige Situationen aushalten können – was bedeutet das für die Zukunft von Liebe und Arbeit?

Beim mobilen Arbeiten fließen die Welten aus Privatem und Beruflichem sowieso ineinander; gerade für diejenigen, die jetzt in den Beruf einsteigen, könnte die Distanz zwischen Liebe und Arbeit dadurch in Zukunft noch kleiner werden. Das zumindest vermutet Beraterin Sibylle Lachmann. »Junge Menschen werden alles miteinander tun können – sie arbeiten zusammen, verlieben sich, kriegen Kinder, bringen sie zur Not auch mit ins Büro.« Für manche Start-ups und moderne Unternehmen sei das alles schon Realität. Und Lachmann glaubt, deren Kultur werde die alte Arbeitswelt bald ablösen.

Verhaltensökonomin Juliane Hennecke schlägt vor, Paare künftig sogar gleich gemeinsam einzustellen. Für viele hoch qualifizierte Jobs müsse man umziehen. Wenn dann auch für den Partner oder die Partnerin ein Job in der Firma gefunden werde, falle es leichter, sich dafür zu entscheiden.

Sophia Röscher und Jonas Brüggemann arbeiten heute nicht mehr direkt zusammen. Nach ihrem Masterstudium wechselte Sophia vom Lenksystem- zum Werkzeugzubehörvertrieb von Bosch. Das sei keine bewusste Entscheidung gewesen, sagt sie. Aber nach dem Wechsel habe sie gemerkt, wie viel Anspannung plötzlich von ihrer Beziehung abfiel. Jonas' Nachfragen beim Abendessen klangen nicht mehr kritisch, nur noch interessiert. »Wenn wir noch mal so eng zusammenarbeiten müssten wie früher, wäre das Ergebnis sicher sehr gut«, sagt Sophia, »beruflich. Aber nicht für unsere Beziehung.« Jonas nickt. Am Ende muss wohl jedes Paar selbst entscheiden, wie groß oder klein der Abstand zwischen Liebe und Arbeit sein darf. ❤



# Der Zauber des Aufstands

Studierende galten mal als Revolutionäre, heute ist es still um sie geworden. An den Universitäten verschwindet eine Lebensform. Und das liegt ausnahmsweise nicht an Corona.

ESSAY MAX NÖLKE

**A**ls ich nach der Schule anfing zu studieren, hoffte ich, Antworten auf die wichtigen Fragen des Lebens zu finden. Denn dafür, so hatte ich das bei meinen 68er-Eltern verstanden, war die Universität da. Wer bin ich? Was erfüllt mich? Wie will ich einmal leben? Irgendwo zwischen klugen Köpfen, wilden Feten und freien Gedanken würde ich herausfinden, was wirklich wichtig ist. Darauf habe ich mich verlassen. Seitdem sind mehr als sechs Jahre vergangen. Ich habe studiert, Kommunikationsgedöns im Bachelor, digitales Kommunikationsgedöns im Master, Ende vergangenen Jahres habe ich mein Studium abgeschlossen. Doch während dieser ganzen Zeit habe ich die Universität nie als einen Ort für die wirklich großen Fragen kennengelernt.

Es ist nicht so, dass ich gar nichts gelernt hätte. Ich weiß nun, wie ingressive glottale Laute artikuliert werden und was »das Katzenklo sauber ma-

chen« auf Niederländisch heißt. Bloß die entscheidenden Antworten, die hat mir die Universität nicht gegeben. Liegt es an mir? Habe ich zu wenig danach gesucht? Vielleicht. Aber ich bin überzeugt: Es liegt auch daran, dass Studieren zum Karriereschritt geworden ist – nur ein weiterer Punkt auf dem Lebenslauf.

Wenn ich dem glaube, was meine Eltern mir von ihrer Studienzeit erzählt haben, ging es damals um nicht weniger als Weltveränderung. Aufbruchsstimmung schwelte durch die Hörsäle der Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre. Die Studieren-



**Protestierende in München im Mai 1968: »Revolution ist machbar, Herr Nachbar«**

den sahen sich als Avantgarde – gegenüber ihren Eltern, dem Schweigen über die NS-Zeit und den verkrusteten Strukturen im Land und an den Universitäten. Sie meinten, den politischen Diskurs bestimmen zu können. Oder gar zu müssen.

Und das gelang auch. Studierende erreichten ein Mitspracherecht in den Gremien der Universitäten. In Protestaktionen legten sie den Hochschulbetrieb lahm, um die Entnazifizierung der Lehrenden voranzutreiben. Sie stoppten Auslieferungsfahrten des Axel-Springer-Verlags und organisierten Protestmärsche gegen Waffenexporte der Regierung. Immer nach dem Motto: »Revolution ist machbar, Herr Nachbar.«

An meiner Uni war von Revolution nie viel zu spüren. Stattdessen ging es um Leistungspunkte und Lebensläufe, um

Praktika, Jobs und Recruiting-Messen. Ich saß in vielen Seminaren, in denen Gewinne maximiert und Risiken minimiert wurden. Um Weltveränderung ging es nie. Ob der schreckliche Krieg in der Ukraine daran etwas ändern wird? An den zugrunde liegenden Strukturen jedenfalls nicht.

Wer sich fragt, warum man überhaupt studieren sollte, landet bald bei Wilhelm von Humboldt. Vor 200 Jahren entwickelte der eine Bildungstheorie, die bis heute zentral ist für das Selbstverständnis vieler deutscher Hochschulen. Sie postuliert beispielsweise die Einheit von Forschung und Lehre oder die Unabhängigkeit der Wissenschaft. Über all dem steht die Idee einer niemals abzuschließenden Suche nach der Wahrheit.

Für die meisten Studierenden zumindest ist das inzwischen längst nicht mehr der Kern des Studierens. Stattdessen geht es um eine niemals abzuschließende Qualitäts- und Effizienzsteigerung. Der Neoliberalismus, dessen höchstes Gut das Wohlergehen der Wirtschaft ist, hat sich längst auch das Studium einverleibt. Dass es in erster Linie um das Individuum und seine Verwertbarkeit für die Arbeitswelt geht, zeigt sich an den Unis so:

Durch Bologna-Reform, Anwesenheitspflicht, Modulstruktur und Arbeitsmarktorientierung verschwand die akademische Freiheit, Studierende wurden diszipliniert. »Man schuf eine Schmiede für Fachpersonal« – so sagt es der Politologe Wolfgang Kraushaar, der 1948 geboren wurde und als Chronist der 68er-Bewegung gilt. »Mit der europaweiten Vereinheitlichung von Studiengängen und der Umstellung auf Bachelor-Master-Abschlüsse fand eine starke Verschulung der Universitäten statt. Die Innensteuerung wurde durch Außensteuerung ersetzt.« Soll heißen: Die auferlegten Strukturen verschluckten die natürliche Wissenslust der Studierenden. Für Sinnfindung oder gar Revolution ist an der Uni kein Platz mehr. »Das Studieren ist stattdessen eine trocken-



bürokratische Vorstufe zur Arbeitswelt geworden«, sagt Kraushaar. Ein Karriereschritt, rein ökonomisch. Auch Forschung und Lehre müssten nun mal marktfähig sein. Hochschulen müssen sich finanzieren, Studierende anlocken und Forschungsgelder binden. Und das geht am besten, wenn sie bieten, was gefragt ist. Aber was ist daran eigentlich so schlimm?

Wenn Universitäten nicht mehr bilden, sondern ausbilden, mag das zwar topgeformte Spezialkräfte hervorbringen. Auf der Strecke bleiben jedoch die, die auf dem Weg noch etwas anderes lernen wollten. Die sich noch keinen Plan zurechtgelegt hatten, wie sie nach dem Studium leben und arbeiten möchten, sondern an der Universität auf Antwortsuche gehen wollten.

## Es geht um Vertrauen

Humboldt stellte sich vor, dass Universitäten autonome und allgemein gebildete Individuen entwickeln. Und er vertraute darauf, dass sich die Studierenden dieses Ziel selbst setzen. Der Neoliberalismus hingegen ist misstrauisch. Um Verwertbarkeit sicherzustellen, braucht es Beweise, es braucht Prüfungen, Evaluationen, Zahlen. Schließen möglichst viele Studierende mit einem Eiserschnitt ab, hat die Hochschule ihren Zweck erfüllt. Um den Ursprungsgedanken von Bildung geht es dabei längst nicht mehr, sagt auch die Philosophin Maria-Sibylla Lotter, die an der Ruhr-Universität Bochum Ethik und Ästhetik lehrt. »Bildung ist eine Erweiterung des Denkspielraums, der die gesamte Person umfasst. Das ist nicht in messbaren Lerneinheiten erreichbar.« Presst man Bildung also in die Gestalt von Leistung und Wettbewerb, nimmt man ihr eine wichtige Eigenschaft: die Grenzenlosigkeit. Und damit auch die Möglichkeit, in einem Studium mehr zu sehen als das Abarbeiten eines Modulplans.

Studierende sind zu Reagierenden geworden, politisch höchstens in der Theorie. Die Welt verändern andere. Gut 60 Prozent der Protestierenden, die freitags für das Klima auf die Straße gingen, waren im Vor-Corona-Jahr 2019 zwischen 14 und 19 Jahre alt. Auch gegen den Krieg in der Ukraine organisierte Fridays for Future deutschlandweit Demonstrationen – mitgelaufen sind vor allem Schüler:innen.

Doch was soll ich sagen? Auch ich habe freitags nie für eine bessere Welt demonstriert. Ich habe mich nie gegen das Hochschulsystem aufgelehnt. Man könnte sagen, ich habe resigniert. Das Kollektivgefühl wollte nie so recht eintreten, eher ließ ich mich von der Lethargie meiner Mitstudierenden anstecken. Am Ende ging es auch für mich mehr um Abgabefristen und Modulabschlüsse denn um ein Bildungserlebnis. Die Coronapandemie hat dazu ihr Übriges getan. Allein zu Hause am Laptop zu kleben beflügelte nicht gerade den Humboldt in mir. Ich wünsche mir deshalb, dass nach der Pandemie mit den Studierenden auch der Zauber von Bildung und Lehre an die Unis zurückkehrt. Dass sie begreifen, was für ein Privileg es ist zu lernen, all die Zeit, Ressourcen und klugen Menschen um sich zu haben. Dass ihnen nicht zuletzt der Krieg in der Ukraine zeigt, wie unwichtig Bewertungssysteme doch sind.

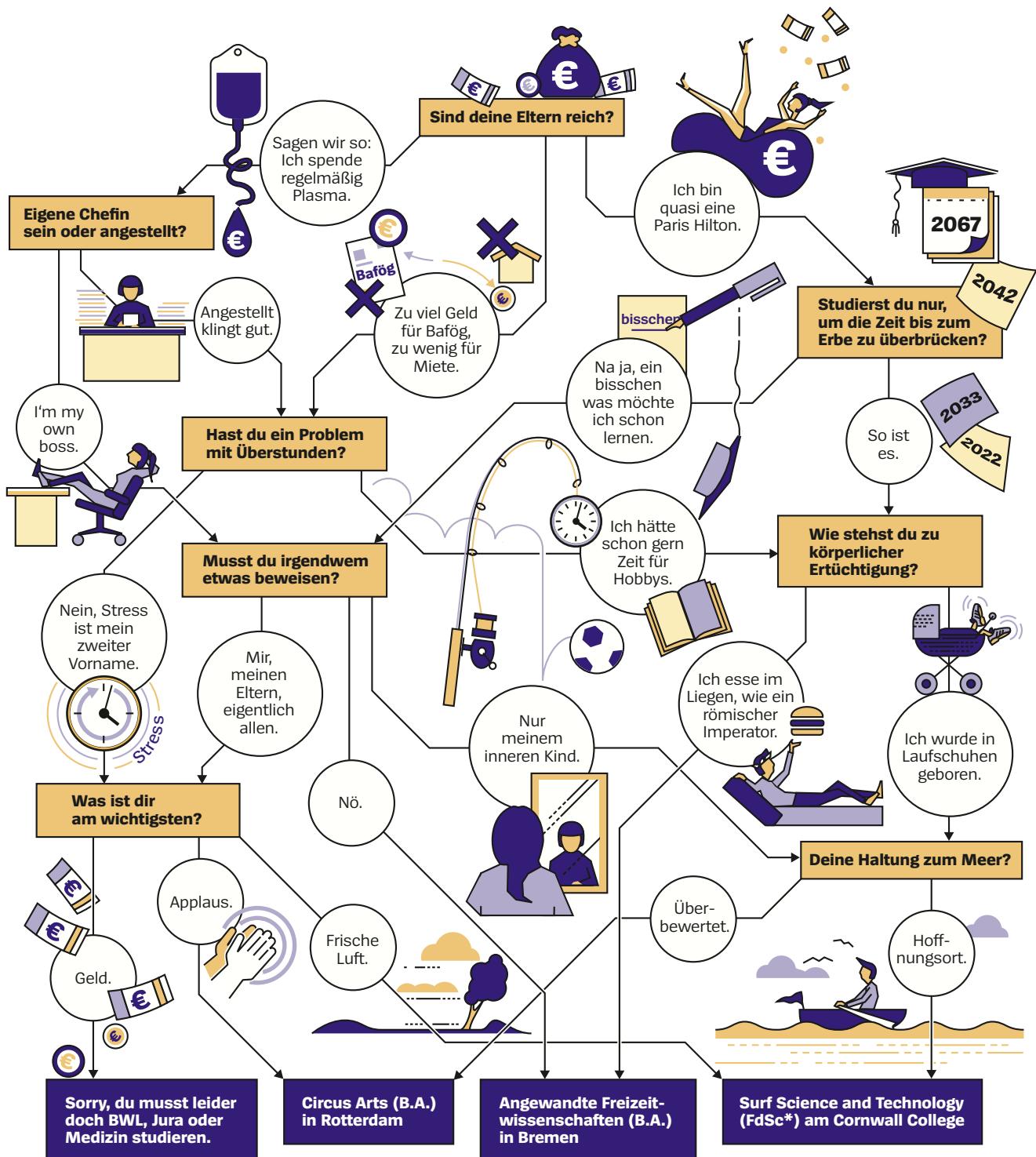
Wer weiß, vielleicht entsteht daraus ja doch noch eine kleine Revolte. Und ich schreibe mich für ein zweites Studium ein, Revolution fehlt schließlich noch auf meinem Lebenslauf. ■

# Bachelor of Freizeitspaß

Einmal nicht an die Karriere denken, sondern einfach nur studieren – und zwar etwas möglichst Ausgefallenes? Wir helfen bei der Fächerwahl!

KONZEPT SEBASTIAN MAAS

GRAFIK UND ILLUSTRATION ANDREW TIMMINS



# SPIEGEL-Aktion für Studierende

7× DER SPIEGEL für nur € 28,- inklusive SPIEGEL+ und Wunschprämie



Zur Wahl:



## €-10-Amazon-Gutschein

Für Bücher, CDs, DVDs, Spiele, Technikartikel und vieles mehr.



## ABUS-Kettenschloss

6 mm starke Rundkette aus speziell gehärtetem Stahl.  
Zuzahlung: € 1,-.

**Im Anschluss alles für nur € 3,80 pro Woche im Studenten-Abo enthalten:**

- DER SPIEGEL wöchentlich frei Haus
- 4x im Jahr inklusive SPIEGEL Start, dem neuen Magazin zum Studium und Berufseinstieg
- Die digitale Ausgabe des SPIEGEL inkl. E-Paper (PDF) und Digital-Archiv
- DER SPIEGEL zum Anhören und der werktägliche Podcast SPIEGEL Daily
- Unbegrenzter Zugriff auf alle SPIEGEL+-Inhalte auf SPIEGEL.de und in der App
- Ohne Risiko, denn monatlich kündbar

**Einfach jetzt anfordern: [abo.spiegel.de/start122](http://abo.spiegel.de/start122)**

oder telefonisch unter 040 3007-2700 (Bitte Aktionsnummern angeben: SP22-015, SDAZ-001)

# TRINK!

In Belgien eskalieren immer wieder sogenannte Studententaufen, erst im Wintersemester ist ein junger Mann gestorben. Auch anderswo machen viele bei solchen Aufnahmeritualen mit. Warum eigentlich?

TEXT MARKUS SUTERA

ILLUSTRATIONEN NANDO VON ARB

**A**ls Antonin entdeckt wurde, in einer Scheune und von Stroh umgeben, war es bereits zu spät. Belgische Medien berichten, dass seine Mitstudierenden noch versucht hätten, ihn wiederzubeleben, und dass sie Rettungskräfte riefen. Doch der 19-Jährige wachte nicht mehr auf. Antonin hatte sich auf ein Abenteuer einlassen wollen: das Studium an einer Hochschule in Wallonien. Gemeinsam mit etwa 300 Gleichaltrigen hatte er an einer sogenannten Studententufe teilgenommen, einer Zeremonie, die in Belgien weitverbreitet ist. Jedes Jahr lassen sich dort die Neuen mal durch lustige, mal durch bizarre, mal durch gefährliche Aufnahmerituale schleusen, um den Übergang ins Unileben zu feiern.

So auch am 30. Oktober vergangenen Jahres auf einem Bauernhof in der wallonischen Gemeinde Gedinne. Zu der Taufe waren Erstsemester mehrerer regionaler Hochschulen eingeladen worden, darunter die der Hénallux in Namur, wo sich Antonin für Elektrotechnik eingeschrieben hatte. Nach Angaben der Staatsanwaltschaft hatte er sich am Abend vor seinem Tod mehreren kruden Tests unterzogen, Tierfutter gegessen und in einer Wanne voll Blut gebadet. Nach dem offiziellen Teil wurde getrunken, zu viel, wie es derzeit scheint. Seine Mutter – so erzählte es Antonins älterer Bruder einer belgischen Zeitung – habe ihn in den Tagen zuvor noch vor den Gefahren gewarnt, die von so einer Taufe ausgehen könnten. Doch Antonin habe ihr immer wieder Nachrichten geschickt, sie beruhigt.

Wie genau der 19-Jährige gestorben ist, war zunächst unklar. Dem toxikologischen Bericht zufolge wurden in seinem Körper keine Spuren von Medikamenten oder Drogen gefunden. Es habe aber »einen sehr hohen Alkoholkonsum« gegeben, sagte Staatsanwalt Étienne Gaublomme. »Das wurde ihm höchstwahrscheinlich zum Verhängnis.« Antonins Tod rückt eine Praxis in den Fokus, die fest in der Unikultur verankert ist, nicht nur in Belgien. Erniedrigende und zum Teil gefähr-

liche Einführungsrituale für Studierende lassen sich unter verschiedenen Bezeichnungen an vielen Orten der Welt finden – etwa in Frankreich (Bizutage), den Niederlanden (Ontgroening), Italien (Nonnismo), Brasilien (Trote) oder beim Hazing an amerikanischen Hochschulen. Und auch aus deutschen Verbindungen hört man Berichte von Alkoholexzessen, von Neumitgliedern, die geächtet werden, wenn sie nicht mitziehen.

Die Frage ist: Warum machen Studierende bei diesen Rituale mit? Warum tun sie brav, was von ihnen verlangt wird – obwohl die Grenzen des Zumutbaren zum Teil deutlich überschritten werden? Der Blick nach Belgien genügt, um zahlreiche Beispiele dafür zu finden.

An der Universität Antwerpen wurde erst im November vergangenen Jahres eine Taufe aufgelöst, weil von vier Studierenden gefordert worden war, sich auszuziehen. Etwa zeitgleich verbot die Katholische Eliteuniversität Löwen ein weitverbreitetes Ritual: die Auktion. Dabei können Studierende aus höheren Semestern die Erstsemester ersteigern – und anschließend eine Woche lang über deren Leben bestimmen. Was in dieser Woche genau passiert? Weiß oft niemand so genau. In Löwen gab es auch schon einmal einen Todesfall: Im Dezember 2018 starb dort ebenfalls ein junger Mann. Sanda, 20 Jahre alt, hatte bei seiner Taufe große Mengen Alkohol und

Fischöl trinken und in einem Erdloch mit eiskaltem Wasser ausharren müssen; am Ende versagten mehrere seiner Organe. Gegen 18 junge Männer läuft derzeit ein Strafprozess, die Anklage lautet auf fahrlässige Tötung, Erniedrigung, unterlassene Hilfeleistung sowie Verabreichung schädlicher und tödlicher Substanzen.

Julien De Wit kennt diese Fälle. Trotzdem sagt er: »Die meisten Taufen sind schöne, gruppenbildende Ereignisse, bei denen junge Studierende in eine herzliche Gemeinschaft von Gleichgesinnten eingebunden werden.« De Wit ist 22 Jahre alt, studiert Rechtswissenschaft an der Universität Antwerpen und ist dort Koordinator für soziale Angelegenheiten im Zentralen Studierendenrat. Er habe geahnt, dass Antonins Tod die Taufdebatte in Belgien erneut tiefgreifend beeinflussen würde. Und natürlich gebe es Auswüchse und Grenzüberschreitungen. Aber man müsse vorsichtig sein mit voreiligen Schlüssen, sagt er, denn: »Es gibt große Unterschiede zwischen den Taufen.«

Wie eine Taufe aussieht, bestimmen in Belgien die sogenannten Klubs, die es in fast jeder Hochschulstadt gibt. Sie lassen sich in offizielle und inoffizielle Klubs unterteilen. Die offiziellen sind Teil eines Zirkels; die Zirkel wiederum machen sich für studienbezogene Angelegenheiten stark und ähneln daher den deutschen Fachschaften. Wenn ein Klub einem Zirkel angehört, hat die Universität die Aufsicht über seine Aktivitäten. So war es etwa bei Antonin: Er hatte sich belgischen Medien zufolge dem Klub der wirtschaftlichen, technischen und pädagogischen Fakultäten seiner Hochschule anvertraut. Die inoffiziellen Klubs hingegen gehören keinem Zirkel an, haben weniger Regeln – und halten häufig die schlimmeren Taufen ab.

# TRINK!

# STIRB?





Anke Vandeweyer sagt, sie habe genau darauf geachtet, welcher Klub sich bei den Taufen an Regeln halte, als sie sich für einen entschied. Die 21-Jährige hat in Mechelen Internationalen Journalismus studiert und war bis vor Kurzem Mitglied bei »Intermedia«, einem Kommunikationsklub. Bei ihrer Taufe sei alles harmlos gewesen, sagt sie. Sie habe eine Stadttour mit verschiedenen Spielen gemacht, dabei sei sie mit Mehl, Honig und Reis beworfen worden, »aber das war's auch schon«. Bei »Intermedia« sei auch kein harter Alkohol erlaubt, nur Getränke wie Bier. Außerdem würden die Teilnehmenden selbst entscheiden, wie viel sie trinken. Sie habe aber auch von Klubs gehört, bei denen viel

## »Je härter das Aufnahmeritual, umso elitärer die soziale Gruppe.«

**Axel Michaels, Professor in Heidelberg**

Alkohol fließe, sagt Vandeweyer. Und sie kenne Geschichten von Studierenden, die bei ihren Taufen allerlei ekeligerregende Dinge essen mussten, bis hin zu lebenden Fischen. Eine ihrer Freundinnen habe sechs Stunden in einem dunklen Raum verbringen müssen, eine andere habe nackt auf einer Bühne vor ihren Kommiliton:innen gestanden.

Wenn man die Studentin fragt, warum die Klubs offenbar eine solche Faszination auf Studierende ausüben, dass sie sich den Taufen aussetzen, sagt sie: »Ich glaube, es liegt daran, dass man dort Kontakte knüpfen kann. Man lernt Leute kennen, was im ersten Jahr schwer ist.« Studierendenvertreter De Wit wählt noch dramatischere Worte: Die Klubs folgten einem gemeinsamen Ziel, sagt er, das »Ablegen der alten Identität und das Annehmen einer neuen Identität«. Für viele scheint die Taufe also eine Art Eintrittskarte in einen neuen Lebensabschnitt zu sein. Wer sie einmal überstanden hat, findet in den Klubs einen Treffpunkt, Freundschaften, oft auch die Chance zur Vernetzung mit Geschäftsleuten. So gesehen sind die Klubs auch eine Vorbereitung auf das Erwachsenenleben, das nach der Uni kommt.

Einer, der sich seit vielen Jahren wissenschaftlich mit Riten beschäftigt, ist Professor Axel Michaels, Sprecher des Sonderforschungsbereichs Ritualdynamik der Universität Heidelberg. Er sagt, bei den Taufen und sonstigen Aufnahmeprüfungen handle es sich um »Initiationsrituale mit Mutproben«, wie es sie bereits bei den Urvölkern gegeben habe. Im Zentrum stehe »die Aufnahme in eine Gruppe Gleichgesinnter, in der alle den gleichen Status

haben« – und diese Aufnahme wolle erkämpft sein. Oder, in anderen Worten: »Je härter das Aufnahmeritual, umso elitärer die soziale Gruppe.« In Deutschland gerieten zwar kaum Vorfälle wie in Belgien an die Öffentlichkeit. Die Methoden seien aber nicht ausgestorben, sagt Michaels. Er denke da etwa an die Abiturient:innen in Heidelberg, die den Start ins Erwachsenenleben mit einem Sprung von der Neckarbrücke in den Fluss besiegen – und sich dabei einer großen Gefahr aussetzen. Oder an die »bisweilen schikanösen Aufnahmerituale bei der Bundeswehr«.

Im studentischen Kontext drängt sich beim Stichwort Aufnahmerituale hierzulande der Blick auf die Verbindungen auf. Etwa 1000 gibt es davon in Deutschland. Sie lassen sich nur schlecht untereinander vergleichen – umso schwerer fällt es, Rückschlüsse auf alle zu ziehen. Unter dem Oberbegriff Verbindungen finden sich Burschenschaften, Korps, Turnerschaften, konfessionelle Korporationen. Sie organisieren sich unabhängig von den Hochschulen der jeweiligen Stadt. Inbegriffe von Toleranz sind die meisten aber nicht. Häufig wird viel Wert auf archaische Weltbilder und deutsches Brauchtum gelegt – und auf exzessive Besäufnisse. Mit Mitgliedern über ihre Verbindungen und die dortigen Aufnahmerituale zu sprechen ist dementsprechend schwer. Sie geben nur wenige Einblicke, viele verschließen sich ganz.

Christian, 28 Jahre alt, ist Mitglied in einer Verbindung, der Tübinger Königsgesellschaft Roigel. Laut ihrer Satzung ist sie politisch neutral, Christian zufolge wird viel Wert auf die demokratische Grundhaltung der Mitglieder gelegt. Trotzdem möchte er nicht, dass sein Nachname veröffentlicht wird. Er fürchte, als Verbindungsstudent stigmatisiert zu werden, sagt Christian. Als er vor etwa sieben Jahren in den Roigel eintrat, war er Studienanfänger und neu in der Stadt. Der Roigel habe ihm ein Zimmer zu besten Konditionen angeboten; die anderen Mitglieder seien sein erster Anschluss gewesen. Christian sagt, er habe von Anfang an gewusst, worauf er sich einlässe. Er sagt auch: »Mutproben gibt es bei uns nicht.« Das Aufnahmeritual bestehe darin, das neue Mitglied mit einem Handschlag in den Kreis aufzunehmen. Verbindungen, die Neulinge mit Beweisproben empfangen, bei denen schneller, bisweilen exzessiver Alkoholkonsum eine enorme Rolle spielt, seien ihm fremd. Der Alkoholkonsum gehöre in seiner Verbindung zwar dazu, als ein festes Ritual würde es Christian aber nicht bezeichnen: »Klar, wir sind ein Verein mit jungen Leuten, die gern was trinken. Anders als bei anderen Verbindungen gibt es bei uns aber keinen Trinkzwang.«

Dass junge Erwachsene den Beginn einer neuen Lebensphase feiern wollen, dass sie diese Lebensphase mit anderen teilen wollen, lässt sich wohl kaum unterdrücken. Egal ob Taufe oder Trinkzwang: Viele Anwärter:innen machen mit, weil es dazugehört. Weil sie dazugehören wollen. Wie aber lässt sich alles so organisieren, dass es sicher ist? Lässt es sich das überhaupt?

In Belgien, wo die Rituale immer wieder außer Kontrolle und in die Schlagzeilen geraten, wird das zu-

mindest versucht. Erst 2020 trat im Französisch sprechenden Teil des Landes eine Charta zur Regelung der Taufen in Kraft. Darin ist festgelegt, was erlaubt ist und was nicht. Die Charta besagt unter anderem, dass niemand zum Trinken gezwungen werden darf und dass die Aufsichtspersonen nüchtern sein müssen. Ob dieses Dokument auch von Antonins Klub unterzeichnet und befolgt wurde, ist nicht bekannt. Entsprechende Anfragen von SPIEGEL START ließ der Klub unbeantwortet.

Antonins Hochschule hat unterdessen eine eigene Charta verfasst. Der Vorsitzende des Verwaltungsrats der Hénallux, Jean-Louis Nizet, sagte der Zeitung »La Meuse« im Januar, Veranstaltungen müssten der Hochschule nun mitgeteilt werden, ebenso der Ort und eine ungefähre Teilnehmerzahl. Verboten seien etwa erniedrigende Handlungen, rassistische Äußerungen und übermäßiger Alkoholkonsum. Die Klubs müssten das Dokument vor einer Veranstaltung unterschreiben; hielten sie sich nicht an die Regeln, könne die Hochschule ein Verbot aussprechen.

Auch die wallonische Bildungsministerin Valérie Glatigny hatte kurz nach Antonins Tod im belgischen Radio eine Verschärfung der geltenden Bestimmungen gefordert. Sie wolle außerdem stärker über die Auswirkungen von Alkohol informieren, sagte sie. Was man von der Bildungsministerin nicht hörte: Schafft die Taufen ab. Stattdessen sagte sie: »Studentenpartys wird es immer geben, wir wollen das Bewusstsein für die Risiken schärfen.«

Ähnlich klingen auch die Worte von Vincent Macq, dem leitenden Staatsanwalt im Fall von Antonins Tod.

Als er die ersten Ergebnisse der Autopsie vorstellte und davon berichtete, dass ein anderer Student mit 2,9 Promille Alkohol im Blut in ein Krankenhaus gebracht worden sei, sagte er: Die Studentenfolklore sei

zweifellos etwas Notwendiges, »aber man muss sich Fragen über die Art und Weise stellen, wie sie organisiert wird«. Und was sagen die Studierenden?

Anke Vandeweyer ist gegen ein grundsätzliches Verbot, sie hofft auf »sichere Taufen mit strengeren Regeln« und eine stärkere Überwachung durch die Hochschulen. Auch Julien De Wit lobt das Positive der jahrhundertelangen Tradition, die gestärkte Loyalität untereinander. Mit einem Verbot würde man die vielen Klubs bestrafen, die sich an die Regeln halten, sagt er. Außerdem berge es eine Gefahr: »Wenn man die Taufen verbannt, werden sie illegal ›im Untergrund‹ stattfinden.«

De Wit möchte Verantwortung übernehmen für die von ihm so hochgeschätzte Tradition, und er möchte sie erneuern. Gemeinsam mit der Stadt Antwerpen hat er Rahmenbedingungen für die Taufen erarbeitet, um das Wohlergehen aller teilnehmenden Studierenden zu verbessern.

Der tragische Fall von Antonin bestärke ihn in seinem Engagement, sagt er. Die Einbeziehung von Menschen in eine Gruppe durch ein Ritual sei an sich ja eine schöne Sache. Aber es sei eine Bedingung daran geknüpft: »Dass die Aktivitäten während der Taufe gruppenbildend sind – und nicht individuell-zerstörend.« ■



# Von Beruf Krisenmanager

Sie sind die Neuen im Job. Hier erzählen sie davon:

Was ist zu tun? Wie geht das? Luca Arsic, 25, sorgt dafür, dass die Menschen im Landkreis Karlsruhe sicher sind – und dass Geflüchtete ein Abendessen bekommen.

AUFGEZEICHNET VON LILLI STEGNER

**B**ehörden sagt man ja nach, dass sie ziemlich eingeschlafen und verstaubt sind. Ich erlebe das ganz anders. In meinem ersten Jahr als Sicherheitsingenieur beim Amt für Bevölkerungsschutz des Landkreises Karlsruhe habe ich schon Rezepte für Covid-19-Impfstoffe ausgefüllt, Katastrophenschutzzüge begleitet und mich gefragt, welches Abendessen wir für 300 Geflüchtete organisieren könnten. Für 300 Feuerwehrleute würde ich Linsen mit Spätzle aufstellen, aber schmeckt das auch ukrainischen Kindern? Am Ende haben wir uns für Nudeln mit Tomatensoße entschieden. Alle hier sind an pragmatischen Lösungen interessiert, das ist es, was wir gut können. Wir verwalteten nicht nur hin und her, wir sind Krisenmanager.

Ich habe im März 2021 angefangen, damals war die Coronapandemie schon voll im Gang. Eines meiner ersten Projekte war der Abbau eines Impfzentrums. Kaum war ich richtig angekommen im Job, wartete die nächste große Herausforderung: die Flutkatastrophe im Ahrtal. Wir waren hier in Karlsruhe und vor Ort im Einsatz, um die fast 100 Katastrophenschutzhelfer:innen aus dem Landkreis zu koordinieren.

Laut Stellenbeschreibung macht der Bereich Krisenmanagement zwar nur etwa fünf Prozent meiner Arbeit aus, bislang sind es aber deutlich mehr. Immer dann, wenn reguläre Strukturen womöglich überfordert sind oder nicht schnell genug reagieren können, springen wir ein. Das kann bei Naturkatastrophen wie der Flut im Ahrtal der Fall sein, aber auch bei anderen außergewöhnlichen Ereignissen. Die Ankunft der Menschen, die vor dem Krieg in der Ukraine fliehen, ist zum Beispiel so ein Ereignis. Wir haben uns so vorbereitet, dass wir nachts, am Wochenende oder wenn die regulären Kapazitäten überlaufen, Soforthilfe leisten können. Schließlich sollen alle ein warmes Abendessen bekommen, niemand soll draußen schlafen müssen.

Ich bin schon seit meiner Kindheit bei der freiwilligen Feuerwehr, Krisen und Gefahren sind also nichts Neues für mich. Nach der Schule stand ich vor der Wahl: Beginne ich eine Ausbildung zum Werksfeuerwehrmann, oder gehe ich lieber an die Uni? Ich habe mich für das Studium Security & Safety Engineering an der Hochschule Furtwangen entschieden. Den Bereich Bevölkerungsschutz und die öffentliche Gefahrenabwehr fand ich besonders spannend, deshalb wollte ich nach dem Studium bewusst in den öffentlichen Dienst. Bezahlte werde ich hier nach Tarifvertrag, mein Einstiegsgehalt lag bei rund 3000 Euro brutto.

Wenn gerade keine Krise gemanagt werden muss, arbeiten meine Kolleg:innen und ich an neuen Konzepten, um die Sicherheitsarchitektur in unserem Landkreis zu verbessern. Was kann und muss unsere Behörde tun, wenn es zu einem länger andauernden Stromausfall kommt? Wie können wir die Menschen bei Gefahr noch schneller und gezielter warnen? Das sind Fragen, die wir uns stellen. Außerdem kümmere ich mich um den sogenannten organisatorischen Brandschutz. Dafür bilde ich Brandschutzhelfer:innen aus, zeige also anderen, wie man einen Feuerlöscher bedient und sich im Brandfall verhält. Und ich kontrolliere bei Begehungen in unseren Dienstgebäuden und den

kreiseigenen Schulen, dass es Pläne für den Fall eines Brandes gibt, dass die Feuerlöscher funktionieren und Brandschutztüren nicht verkeilt sind.

Aber natürlich sind auch Verwaltungstätigkeiten Teil meines Berufs. Bund und Länder stellen den Feuerwehren und Hilfsorganisationen Fahrzeuge zur Verfügung. Geht da mal was kaputt oder muss gewartet werden, bearbeite ich die entsprechenden Kostenübernahmeanforderungen. Da bin ich schlüssig ein Zahnrad im System. Das ist aber ein guter Ausgleich zu meinen restlichen Aufgaben. Überhaupt hat mir das erste Jahr im Job gezeigt: Ich bin hier richtig! ■



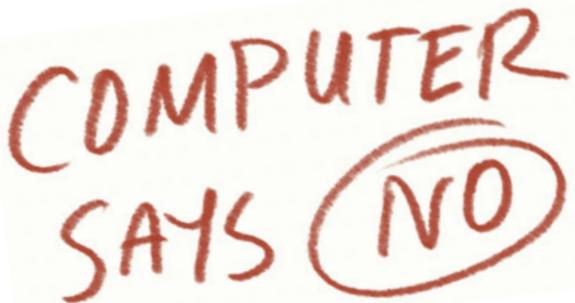


# Gutes für die Ohren

Spannende Recherchen und politische Hintergründe, Ideen für ein besseres Leben und Nachrichten und Reportagen für Kinder – **entdecken Sie die Podcasts in unserer Audiothek auf [spiegel.de/audio](https://spiegel.de/audio).**



Link zur  
Audiothek



Der Lebenslauf ist ein Selbstläufer?  
Nicht, seit Algorithmen  
Bewerbungen vorsortieren. Stimmt die  
Formatierung nicht, haben selbst  
gute Leute keine Chance. Wir erklären,  
wie du gängige Fehler vermeidest.

TEXT SEBASTIAN MAAS

**D**ie Zeiten, in denen ein Mensch deine Bewerbung aus dem Briefkasten holte, das Deckblatt bewunderte und anschließend den Lebenslauf studierte? Sind größtenteils vorbei. Wenn du heute eine Bewerbung an ein größeres Unternehmen schickst, nimmt sie dort mit hoher Wahrscheinlichkeit zuerst ein Computer in Empfang. Laut einer Befragung des Institute for Competitive Recruiting nutzen bereits mehr als 70 Prozent der deutschen Unternehmen sogenannte Bewerbermanagement-Systeme. Die Programme sollen das Recruiting vereinfachen, seien aber auch anfällig für Fehler, sagt Bewerbungsexperte Ben Dehn. Er hat für uns den Lebenslauf des fiktiven Berufseinsteigers Gabriel Ricci überprüft und dafür einen CV-Parser genutzt, also ein Analyse-Tool speziell für Lebensläufe. Das Ergebnis: An sechs Stellen verstand das Programm die Angaben falsch – oder gar nicht.

## 1. Studium und Abschlussnote

Berufseinsteiger Ricci hat einen spezialisierten BWL-Studiengang belegt, der Begriff »BWL« taucht in dessen Namen aber nicht auf. Hätte das Unternehmen ein fehlendes BWL-Studium als Ausschlusskriterium festgelegt, wäre Ricci also automatisch aussortiert worden. »Bewerber:innen würde ich dazu raten, den Begriff, der in der Stellenanzeige genannt wird, auch so zu verwenden«, sagt deshalb Experte Dehn. Ebenfalls relevant: Ricci hat sein Bachelorstudium mit der Note 2,0 abgeschlossen, das würden vermutlich alle Mitarbeitenden einer Personalabteilung erkennen. Der CV-Parser hatte damit jedoch Probleme, weil vor der Note nicht das Wort »Abschluss« steht – und weil sie direkt hinter Studiengang und Hochschule aufgeführt wird statt in einer separaten Zeile.

## 2. Fremdsprache oder Führerschein?

Sehr gutes Englisch, noch besseres Italienisch und Grundlagen in Polnisch: Ricci hat sich in Schule und Studium angestrengt.

Manche Parser erkennen die bei Sprachniveaus standardisierte Kombination aus Buchstaben und Zahlen allerdings als Führerschein, andere überhaupt nicht. In unserem Test machte das Programm aus Riccis Angaben eine Oberstufenbildung in Englisch und zeigte Italienisch und Polnisch in der Auswertung nicht einmal an. Wahrscheinlich, weil sie in derselben Zeile aufgeführt werden wie Englisch. »Besser ist es, Begriffe wie ›fließend‹ oder ›verhandlungssicher‹ zu nutzen«, rät Dehn. Zudem solle man darauf achten, alle in der Ausschreibung geforderten Sprachen anzugeben – also etwa auch zu vermerken, dass man Deutsch kann.

## 3. Künstlerische Elemente

Dehn sagt, ihm begegneten immer häufiger Lebensläufe mit grafischen Elementen, insbesondere in kreativen Branchen: Balkendiagramme, Schaubilder oder an Google erinnernde Sternebewertungen sollen auf einen Blick verdeutlichen, welche Fähigkeiten man gesammelt hat. Ricci hat das bei seinen Softwarekenntnissen versucht. Das Problem: CV-Parser verstehen solche Elemente meist überhaupt nicht. Eine einfache Auflistung bringt einen weiter.

## 4. Datumsformate

Vor allem bei Bewerbungen in multinationalen Unternehmen kann man wegen der Datumsangaben Probleme bekommen. Der 4. Juli dieses Jahres würde in den USA »7/4/22« geschrieben, in Deutschland »4.7.2022«. Ricci konnte außerdem nicht mehr bei allen seinen beruflichen Stationen nachvollziehen, wann genau er dort war. Daher wechselt er im Lebenslauf zwischen Monats- und Tagesangaben. Das jedoch verstand der Parser nicht: Für ihn befand sich Ricci seit 2013 durchgehend im Schülerpraktikum bei einer Möbeltischlerei. »Idealerweise nutzt man immer nur das Format MM.JJJJ bei der Angabe von Stationen im Lebenslauf«, rät Experte Dehn.

## 5. Abkürzungen

Ricci kommt aus dem Textilhandel, DOB ist dort eine gängige Abkürzung für »Damenoberbekleidung«. Fachleute würden das verstehen, das Programm tut das jedoch nicht – und sortiert Riccis Berufserfahrung stattdessen als PC-Kenntnisse ein. Also besser alle Begriffe ausschreiben.

## 6. Wechsel innerhalb der Firma

Nach anderthalb Jahren als Assistent der Verkaufsleitung für Damenoberbekleidung bei Hermes & Moritz übernahm Ricci für einige Monate selbst diesen Job. Im Lebenslauf führt er beide Stationen unter demselben Punkt auf. Vor einem solchen Vorgehen warnt Dehn: »Angaben von Bewerber:innen, die zwei oder drei verschiedene Positionen innerhalb einer Firma ausgeübt haben und das in einem Punkt abhandeln, werden in der Regel nie gut vom Programm verstanden.« Besser sei es, unterschiedliche Aufgaben als einzelne Posten anzugeben.

## Bonus: Alles auf einer Seite?

Als netten Service für die Personalabteilung versuchen Bewerber:innen gern, den Lebenslauf knapp zu halten und in zwei Spalten auf einer Seite zu komprimieren. Hierin liegt für den Computer eines der größten Probleme. Parser scannen nämlich häufig von ganz links bis ganz rechts; nicht zusammenhängende Informationen werden so schnell vermischt. Wer sich von der romantischen Vorstellung verabschiedet, dass ein Mensch die Bewerbung zuerst liest, kann also bedenkenlos mehrseitige Lebensläufe einreichen. ■

## LEBENSLAUF

# Gabriel Ricci

**PERSÖNLICHE DATEN**

**NAME** Gabriel Ricci  
**ANSCHRIFT** SPIEGEL-Straße 7  
97070 Würzburg  
**E-MAIL** gabriel@ricci.de  
**GEB.** 23.05.1998

**AUSBILDUNG****2017 – 2020**

**1.** Bachelor-Studium »International Fashion Retail« an der Hochschule Reutlingen, Note 2,0

**2004 – 2016**

Abitur am Dag-Hammarskjöld-Gymnasium, Würzburg, Note 1,7

**KENNTNISSE & FÄHIGKEITEN****FÜHRERSCHEIN**

KLASSE B

**2. FREMDSPRACHEN**

Englisch C1, Italienisch C2, Polnisch A1

**PC-KENNTNISSE**

**3.** Microsoft Office: ++++++  
Photoshop: +++  
CAD: +++++

**EHRENAMTLICHE TÄTIGKEITEN**

**4.** 01/08/2015 – 31/07/2016  
**TIERSCHUTZVEREIN WÜRZBURG**  
Hilfe bei der Vermittlung von Tieren

**BERUFLICHE LAUFBAHN**

01.10.2020 bis heute

**ZEH & AAH**

Traineeship für Nachwuchskräfte  
– Fokus: Retail und HR

Mai 2018 – März 2020

**HERMES & MORITZ**

November 2019 – März 2020

**5.** Verkaufsleiter DOB  
– Einführung einer Nachhaltigkeitsstrategie  
– Professionalisierung der Abläufe  
**6.** Mai 2018 – Oktober 2019  
Assistent der Verkaufsleitung DOB

Oktober 2015 – Februar 2017

**ZORO**

Verkaufsassistent AWS

August 2013

**MÖBELTISCHLEREI  
HUMPETER-BAGENDATSCH**

Schulpraktikum im Möbeldesign  
– Organisation des Lagers  
– Reinigungsarbeiten

# WAS BEWEGT MICH?



# Zweifeln & Verstehen

Krieg in Europa, von einer Zeitenwende ist die Rede, Russlands Angriff auf die Ukraine stellt vieles in Frage, was bisher selbstverständlich schien. Was passiert jetzt in der Politik, was passiert in der Gesellschaft? Das zweite Kapitel dieses Heftes versammelt Perspektiven auf wichtige Themen unserer Zeit. Auf den Krieg in der Ukraine. Auf die Folgen von Coronaerkrankungen für junge Menschen. Und auf ein groß angekündigtes Projekt der Ampelkoalition, das fast wie nebenbei seinen Lauf nimmt: die Abschaffung des Paragraphen 219a. ■



PODCAST

**DAS GEFÜHL DER WOCHE**

**W**ie soll man mit Schreckensmeldungen über Corona, Krieg und Klimakrise umgehen? Im neuen Podcast »Feel the News« sezert das Ehepaar Jule und Sascha Lobo jeden Donnerstag das am meisten diskutierte Thema der Woche – mit Fokus darauf, welche Gefühle es in uns auslöst. Ein Podcast zur genau richtigen Zeit. Die Journalistin und der Autor (unter anderem für SPIEGEL.de) sprechen darüber, wie wir als Gesellschaft damit umgehen können, wenn die Angst vor Putin zur Wut über hohe Spritpreise mutiert. Oder wie Bilder von toten Zivilist:innen auf unsere Psyche wirken. Wer möchte, darf mit den Lobos am Tag vor der Aufzeichnung via Twitter Gedanken austauschen oder seine Meinung als Sprachnachricht einreichen. Ein spannendes Konzept, das wie jeder werbefinanzierte Podcast nur darunter leidet, dass die Moderator:innen zwischen den Gesprächen über Todesangst und Lebenskrisen ein Abo für übererte Frühstückssäfte anpreisen müssen. *Jeden Donnerstag überall da, wo es Podcasts gibt.*

**NACHHALTIGKEIT**

# Plopp, plopp, plopp

Studierende und Forschende der Universität Göttingen haben ein Verfahren entwickelt, mit dem sich Dämmplatten aus Popcorngranulat herstellen lassen. Ja, richtig gelesen: Popcorn! Als Dämmmaterial soll es nicht nur die Wärme speichern und einen guten Brandschutz liefern, sondern vor allem eine umweltschonende Alternative zu den bisher in der Industrie verwendeten Produkten sein. Nach Angaben der Uni Göttingen dominieren nach wie vor konventionelle Materialien aus Kunststoffen oder Mineralwolle den Markt für Außendämmungen. »Im Gegensatz dazu ist der Mais im Popcorn ein nachhaltiges Getreide, er lässt sich weltweit anbauen und gut recyceln«, sagt Alireza Kharazipour, der die Arbeitsgruppe »Chemie und Verfahrenstechnik von Verbundstoffen« in Göttingen leitet. Damit das Popcorngranulat auch kommerziell genutzt werden und in Zukunft

unsere Wohnhäuser warm halten kann, hat die Universität sich bereits mit einem Industriepartner zusammengetan, der erste Dämmplatten produzieren will. Und wer weiß, vielleicht stopfen wir bald auch in anderen Lebensbereichen Lücken mit Popcorn. »Unser Hauptziel ist es, die Kunststoffe auf Erdölbasis zu ersetzen.

Zuerst natürlich als Nischenprodukt, später als Massenware«, sagt Kharazipour. Das Material stelle eine Alternative zu Plastikverpackungen dar, könne in Möbeln, Kinderspielzeug, Fertigbauten sowie Fitness- und Sportgeräten eingesetzt werden. Auch daran forscht Kharazipours Team.



## STEUERN UND LEISTUNGEN

# Noch einmal 24 sein

*Der Staat nimmt, der Staat gibt – und ob dabei das Nehmen oder das Geben überwiegt, hängt stark vom Alter ab. Das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) hat das in einer Studie nun akribisch berechnet. Solange wir zur Schule gehen oder studieren, sind wir für den Staat kein gutes Geschäft. Im Schnitt kostet ihn allein der Schulbesuch eines 14-Jährigen fast 10 000 Euro und der Unibesuch einer 20-Jährigen gut 9000 Euro – im Jahr. An Steuern und sonstigen Abgaben kommen dagegen nur einige Hundert Euro pro Jahr zusammen. Bis zum 24. Lebensjahr bekommen wir durchschnittlich mehr Geld vom Staat als umgekehrt.*

Dann aber dreht sich das Verhältnis um. Denn sobald das Arbeitsleben beginnt, müssen wir in der Regel mehr Geld an den Staat zahlen, als wir an Leistungen von ihm beziehen, ob direkt durch Eltern- und Wohngeld oder indirekt durch Arztbesuche und Krankenhausbehandlungen. Diese Differenz wird größer, je älter wir werden, weil mit dem Gehalt auch Steuern und Abgaben steigen. Am größten ist sie mit Mitte 50. Dann zahlen wir im Schnitt rund 13 500 Euro mehr an den Staat, als wir von ihm bekommen. Mit 65 kehrt sich das Verhältnis dann abermals um, wenn wir Rente oder Pension beziehen – und mit jedem zusätzlichen Jahr auch höhere Gesundheitsausgaben verursachen.

Natürlich kommt es bei alledem auf den persönlichen Lebenslauf an: Akademiker:innen etwa sind noch bis zum 27. Lebensjahr Nettoempfänger:innen, Menschen mit Berufsausbildung gehören hingegen schon mit 22 Jahren zu den Nettozahler:innen.



## BUCHTIPP

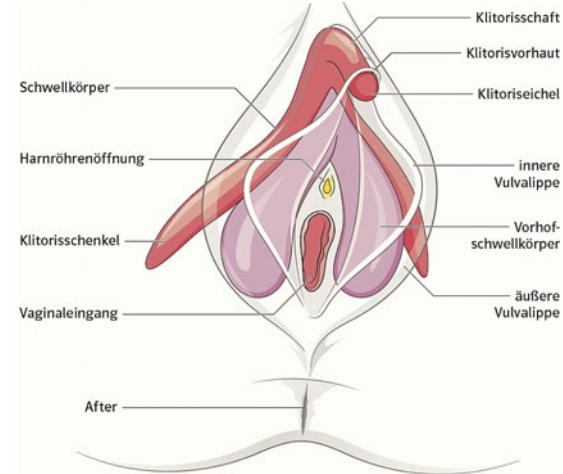
### Man wird ja wohl noch träumen dürfen

»Das Paradies ist weiblich«, so heißt das neue Buch von Tanja Raich.

Doch im Grunde passt der Titel nicht recht. Denn hätten Frauen das Sagen, würde aus dem Patriarchat kein

Matriarchat. Das Paradies wäre nicht weiblich, es wäre viel diverser – dieser Eindruck bleibt nach dem Lesen der 20 Beiträge, die Herausgeberin Raich kuratiert hat. In den Essays, Erzählungen, Aufzählungen und einem Comic geht es um Mutterschaft, Wirtschaft, Erziehung, Literatur oder Biologie. Geschrieben und gezeichnet wurden sie unter anderem von Linus Giese, Kübra Gümüşay, Kristof Magnusson und Barbara Rieger. Sie beschäftigen sich nicht mehr mit dem, was falsch läuft, sondern wofür feministisch denkende Menschen kämpfen. Eine gelungene Flucht aus dem männerdominierten Alltag.

Tanja Raich (Hg.): »Das Paradies ist weiblich – 20 Einladungen in eine Welt, in der Frauen das Sagen haben«. Kein & Aber; 256 Seiten; 24 Euro.



## INTERVIEW

### Aufklärung – aber richtig

*Die Lehrerin Sina Krüger hat ihre Masterarbeit über die Darstellung und Beschreibung des weiblichen Genitalbereichs in Schulbüchern geschrieben – und erreicht, dass drei große Verlage ihre Abbildungen anpassen. Warum das ein wichtiger Schritt ist.*

#### SPIEGEL: Sina, Masterarbeiten finden öffentlich selten Beachtung. Was hast du anders gemacht?

KRÜGER: Erst mal habe ich in einem Uniseminar von einer Masterarbeit zum Thema »Pornografie-Kompetenz in der Schule« erfahren – und realisiert, dass ich gar nicht über ein trockenes, langweiliges Thema schreiben muss. Nach der Veröffentlichung hat mich meine Professorin dann unterstützt: Ich durfte die Schulbuchverlage mit dem offiziellen Briefkopf der Universität anschreiben. So haben meine Forderungen mehr Gewicht bekommen.

#### SPIEGEL: Was hast du gefordert?

KRÜGER: Feminist:innen kritisieren schon lange, dass die Klitoris in vielen Schulbüchern falsch dargestellt wird. Ich habe in meiner Arbeit gezeigt, dass das nach wie vor der Fall ist. Die Klitoris ist ein rund zehn Zentimeter langer Organkomplex mit Schwellkörpern – abgebildet wird sie aber oft erbsengroß. Auch sprachlich gibt es noch immer Defizite: Niemand sollte sich für seine Vulva schämen, und trotzdem heißen Vulvalippen in Schulbüchern häufig Schamlippen. Das müssen die Verlage dringend ändern.

#### SPIEGEL: Wozu führt diese falsche Darstellung?

KRÜGER: Dazu, dass die Sexualität von Mädchen und Frauen begrenzt und tabuisiert wird. Mythen wie »Jede Frau kommt beim vaginalen Sex zum Orgasmus« könnten leichter abgebaut werden, wenn man die Größe und Funktion der Klitoris auch in Schulbüchern richtig darstellen würde. Und mit sprachsensibler Wortwahl kann man der Scham entgegenwirken und es Frauen erleichtern, offen zu kommunizieren. Das ist wichtig für ein erfülltes Sexleben und somit auch für die sexuelle Gesundheit.

# Европа\*



Nicht Russland, aber eben auch nicht EU: Das ist die Ukraine, in der unser Autor aufgewachsen ist. Für viele Menschen in Europa war das Land bisher weit weg. Jetzt ist das Interesse da – durch den Krieg.

**ESSAY** MYKOLA VYTIVSKYI  
**FOTOS** JULIA KOCHETOVA

**A**ls ich zur Schule ging, war die Ukraine das Zentrum Europas. Zumindest in meinem Kopf. Und im Geografieunterricht: Dort erzählte uns die Lehrerin von der kleinen Stadt Rachiw im Westen der Ukraine, in deren Nähe der geografische Mittelpunkt Europas liege. Später las ich bei Wikipedia, dass es unterschiedliche Berechnungsmethoden gibt und dass gar nicht alle Menschen in Europa die (in meinem Kopf) berühmte Stadt Rachiw als das Zentrum ihres Kontinents sehen.

Als ich schließlich zum Studium nach Deutschland kam, erfuhr ich, dass viele Menschen dort nicht nur Rachiw nicht kannten, sondern gar nicht wussten, wo die Ukraine genau liegt und ob sie überhaupt zu Europa gehört. Bis Polen war die Geografie in der Regel noch klar, danach kam auf den mentalen Landkarten oft gleich Russland. Meine Generation ist im flächenmäßig zweitgrößten Land Europas aufgewachsen, mit dem viele Deutsche aber nicht mehr verbanden als die Klitschko-Brüder und den Fußballstar Andrij Schewtschenko.

Wer heute in der Ukraine aufwächst, tut das in einem anderen Land als ich damals. Erst hat Russland die Halbinsel Krym annexiert, dann die separatistischen »Volksrepubliken« in der Ostukraine unterstützt und schließlich einen Krieg gegen die gesamte Ukraine begonnen. Ginge es nach dem russischen Präsidenten Wladimir Putin, wäre sie bald kein eigenständiges Land, keine eigenständige Nation mehr. Für ihn sind wir sein Volk und gehören zum »historischen Russland«.

Ich habe dieses »historische Russland« Putins nicht erlebt, denn ich bin 1991 geboren, nach dem Fall der Sowjetunion. Wenn der »Historiker« Putin die Geschichte des modernen

Russlands in Kyjiw beginnt und die Geschichte der Ukraine bei Lenin, dann ist das mir und vielen anderen jungen Ukrainer:innen fremd. Wenn wir durch die ukrainische Hauptstadt spazieren und uns die Sophienkathedrale aus dem 11. Jahrhundert anschauen, sehen wir darin eigene Wurzeln, die die Ukraine mitten in der europäischen Geschichte verankern.

Und, ja, ich weiß, wie man »Krim« und »Kiew« schreibt. Aber warum soll die Hauptstadt der Ukraine in der ganzen Welt nur auf Russisch bekannt sein? Als ob wir nicht nur in einem Land ohne Geschichte, sondern auch ohne eigene Sprache aufgewachsen wären.

## Wir waren sicher, dass wir zu Europa gehören.

Meine Generation hat also nie daran gezweifelt, dass wir geografisch und historisch zu Europa gehören. 2013 stellten wir uns dann die Frage, warum wir nicht auch Teil der Europäischen Union sind. Und damit ging es los.

Der damalige prorussische Präsident der Ukraine, Wiktor Janukowytsch, wollte das eigentlich geplante Assoziierungsabkommen mit der EU nicht unterschreiben, was Hunderttausende Ukrainer:innen auf die Straßen Kyjiws trieb, darunter viele Studierende. Sie protestierten wochenlang, monatelang. Im Februar 2014 schossen Scharfschützen in die Menge, über 100 Menschen wurden getötet, direkt am Hauptplatz der Hauptstadt mitten in Europa. Maidan.

Doch ein EU-Mitglied wurde die Ukraine damals nicht. Dafür müsste sie auch wirtschaftlich stärker werden. Das ist allerdings nicht so einfach, wenn man das korrumptierte post-



**Mykola Vytivskyi** ist 1991 im Dorf Hwosdez nahe der ukrainisch-polnischen Grenze geboren, seit 2014 lebt er im bayerischen Eichstätt, seit 2018 studiert er dort Journalistik und promoviert an der Theologischen Fakultät. Von Januar bis März 2022 absolvierte er ein Praktikum bei Radio Free Europe/Radio Liberty in Kyjiw, dort wurde er vom Kriegsbeginn überrascht. Vytivskyi sagt: »Irgendwie haben wir es erwartet – gleichzeitig konnte man so was im 21. Jahrhundert nicht erwarten.«



## »Meine Generation ist in einem Vakuum aufgewachsen, das zwischen der westlichen Welt und Russland entstanden ist.«

sowjetische Wirtschaftssystem geerbt hat. Dass Russland 2014 die Halbinsel Krym annektierte und den Krieg oder den Konflikt oder die Krise im Donbas anfing, wie auch immer man das nennen möchte, half dem Investitionsklima nicht wirklich weiter. Außerdem habe ich den Eindruck, dass wir Ukrainer:innen eine Nation sind, der Revolution leichter fällt als Evolution. Wenn wir unsere Rechte verletzt sehen, reagieren wir schnell. Danach aber kommt eine Zeit, die weder so gefährlich noch so romantisch ist, die Zeit der tagtäglichen Routine, in der jede:r an seinem Platz das Land besser machen müsste.

Doch woher sollen junge Menschen, viele mit Hochschulabschluss, die Motivation nehmen, in der Ukraine zu bleiben und genau das zu tun? Den höchsten Durchschnittslohn bekommen die Menschen in der Hauptstadt Kyjiw – umgerechnet etwa 650 Euro im Monat. Dafür beträgt die Miete für eine Einzimmerwohnung dort oft mehr als 400 Euro plus Nebenkosten. Viele junge Ukrainer:innen gehen deshalb ins Ausland, suchen dort nach einem besseren Job. Zumindest von meinen Freund:innen und Bekannten weiß ich, dass viele gern in der Ukraine bleiben oder dorthin zurückkehren würden, wenn sie zu Hause denn bessere Zukunftsaussichten hätten.

Meine Generation ist in einem Vakuum aufgewachsen – dem geschichtlichen, geopolitischen und wirtschaftlichen Vakuum, das zwischen der westlichen Welt und Russland entstanden ist und die Ukraine auseinanderzureißen droht. Seit dem 24. Februar noch mehr als in den Jahren zuvor.



In der Nacht, als die russische Invasion begann, war ich in Kyjiw, ich wurde von den Explosionen wach. Ein Teil der Redaktion, bei der ich gerade ein Praktikum mache, wurde nach Lwiw verlegt, auch ich zog dorthin um. Während ich diesen Text schreibe, werden Kyjiw, Tschernihiw, Charkiw und andere Städte bombardiert. Die Hafenstadt Mariupol ist belagert und beinahe komplett zerstört, rund 300 000 Menschen sind dort ohne Essen und Wasser gefangen, unzählige sind bereits ums Leben gekommen.

Aber ich lese auch davon, dass allein in den ersten zwei Tagen der Invasion mehrere Tausend Soldat:innen zusätzlich mobilisiert wurden, viele davon freiwillig. Dass Menschen aus dem Ausland zurückgekehrt sind in die Ukraine, um zu kämpfen. In jeder Großstadt wurde eine territoriale Verteidigung gegründet, in Kyjiw meldeten sich dafür Berichten zufolge bereits am ersten Tag über 18 000 Menschen.

Warum? Der ehemalige russische Schachspieler und Putin-Kritiker Garri Kasparow sagte im Interview mit dem ukrainischen Fernsehen, dass dieser Krieg ein Krieg gegen das absolut Böse sei. Das absolut Gute sei ja nicht möglich, aber das Böse, das Putin angefangen hat, habe genau diesen absoluten Zustand erreicht. Gemäß dem französischen Intellektuellen Bernard-Henri Lévy ist Europa »kein Ort, sondern eine Idee«. Der Krieg Putins ist ein Krieg gegen diese Idee. Sie gilt es zu verteidigen.

## Unsere Geschichte soll gestohlen werden.

Für meine Generation sind Frieden und Freiheit Synonyme, zum Frieden gehört Freiheit und umgekehrt. Frieden heißt nicht, dass man immer zu-frieden sein muss, sondern dass man frei protestieren kann, wenn einem die Entscheidung der Regierung nicht gefällt. Das alles ist nicht möglich unter Putin. Die Sowjetunion ist sein Traum, nicht unserer.

Nur wenige werden wissen, dass bereits die ukrainischen Kosaken ihre Regierung frei gewählt haben. Noch weniger werden wissen, dass der kosakische Verfassungsentwurf von Pylyp Orlyk schon 1710 die legislativen, exekutiven und judikativen Staatsgewalten voneinander trennen und somit demokratische Standards schaffen wollte. Darauf basierte 1917 auch die Ukrainische Volksrepublik, die nur ein paar Jahre unabhängig existieren konnte, bevor sie in die Sowjetunion eingegliedert wurde.

2022 wird genau diese Demokratie als eine freie Entscheidung des Volks wieder verteidigt. Die Ukraine ist im Moment das Zentrum der europäischen Idee, hier wird für sie gekämpft. Europa kann dieses spontane Reagieren, das tapfere Revolutionsdenken, von der Ukraine lernen. Und die Ukraine kann danach von Europa lernen, wie man sich in ruhigeren Zeiten weiterentwickelt und besser wird.

Es ist also nicht einfach, in einem Land aufzuwachsen, dessen Geografie im besten Fall unbekannt bleibt und im schlimmsten militärisch »korrigiert« wird. Dessen Geschichte im besten Fall übersehen und im schlimmsten gestohlen wird. Dessen politische Entscheidungen, warum auch immer, in einem Nachbarland getroffen werden sollen.

Es ist aber noch schwieriger, in einem Land aufzuwachsen, in dem die Menschen mittlerweile 15 Jahre ins Gefängnis kommen können, einfach weil sie den Krieg als Krieg bezeichnen. Wir Ukrainer:innen sind frei, das wünschen wir auch Russland. ■



**Wie es mal war:  
Blick aus der frühe-  
ren Wohnung der  
Fotografin in Obolon**



**Julia Kochetova** ist eine ukrainische Fotojournalistin und Filmmacherin. Sie wurde 1993 in Winnyzja geboren und zog 2010 für ihr Journalismusstudium nach Kyjiw. Sie berichtete bereits über die Annexion der Krym und den Krieg im Donbas. Kochetova sagt: »Ich bin keine Kriegsfotografin, ich konzentriere mich auf die Menschen. Mein Volk im Moment des sprachlosen Entsetzens und der unglaublichen Einheit zugleich einzufangen – das ist meine Herausforderung.«

# »Auch in Krisen müssen wir für möglichst viel Normalität sorgen«



Klima, Corona, Krieg in der Ukraine:

Wer heute erwachsen wird,  
tut das inmitten globaler Krisen.  
Der Entwicklungspsychologe  
Herbert Scheithauer erklärt,  
welche Folgen das hat – und wie  
man damit umgehen kann.

**INTERVIEW** HELENE FLACHSENBERG  
UND SOPHIA SCHIRMER

**ILLUSTRATION** ZHENYA OLIINYK

**SPIEGEL:** Die Ersten freuten sich gerade auf das nahe Ende des Coronawinters, da startete Russlands Präsident Wladimir Putin einen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Eine ganze Generation wird gerade in einer Zeit nicht enden wollender Krisen erwachsen – den Eindruck zumindest hat sie selbst. Ist er gerechtfertigt?

SCHEITHAUER: Jede Generation hat ihre Krisen. Ich selbst bin 1970 geboren und habe die Spannungen des Kalten Krieges miterlebt. Dennoch habe auch ich den Eindruck, dass die Krisen, die wir derzeit erleben, eine Nummer schärfer sind, gerade

in ihrer Verkettung. Bei meinen Studierenden habe ich vor Beginn des Krieges ein Gefühl der Hoffnung wahrgenommen: Jetzt kommt der Sommer, wir können durchatmen, wieder in die Vorlesungssäle und Klubs gehen. Und zack, ist die Situation in der Ukraine auf dramatische Weise eskaliert, wir hatten von heute auf morgen einen Krieg. Das hinterlässt Spuren.

**SPIEGEL: Welche denn?**

SCHEITHAUER: Die Zukunftsängste aus den vergangenen Jahren bleiben, werden vielleicht noch einmal verschärft. Schon bedingt durch die Coronapandemie gibt es einen enormen Zuwachs an Angststörungen und Depressionen. Ich gehe davon aus, dass das weiter zunehmen wird, gerade in der jungen Generation.

**SPIEGEL: Dabei sind wir gar nicht unmittelbar vom Krieg betroffen. Die wirklich Leidtragenden sind doch die Menschen in der Ukraine.**

SCHEITHAUER: Natürlich geht es den Menschen im Kriegsgebiet viel schlechter. Aber trotzdem löst das Geschehen etwas in uns aus, auch wenn es nur diffuse Ängste sind. Außerdem sollte man die Wirkung der Bilder, die wir nun jeden Tag sehen, nicht unterschätzen.

**SPIEGEL: Was meinen Sie damit?**

SCHEITHAUER: Es ist in der klinischen Forschung noch umstritten, ob es so etwas wie über Medien vermittelte Trau-

matisierung gibt. Doch es gibt Hinweise, dass uns etwa Gewalttaten nicht nur traumatisieren können, wenn wir selbst Opfer oder Zeuge sind, sondern auch, wenn wir Bilder davon sehen. Hinzu kommt, dass Krisen heute medial viel präsenter sind. Dadurch fühlt sich die Bedrohung viel näher an, viel unmittelbarer. Früher hatten wir eine Zeitung, ein Radio, um 20 Uhr kam die »Tagesschau«, und das war's. Heute durchdringen die Nachrichten unser Leben.

**SPIEGEL: Und dann sehen wir auf TikTok auch noch Menschen, die so alt sind wie wir und die gleichen Klamotten tragen, aber die nicht in einem Berliner Café sitzen, sondern im Luftschutzbunker in Kiew.**

SCHEITHAUER: Auch wenn wir eigentlich rational entscheiden und alle Kriege gleichermaßen verurteilen sollten, erzeugt das natürlich eine andere Form von Nähe und auch von Empathie, klar. Das kann mobilisieren, zum Handeln motivieren – aber eben auch das Bedrohungserleben verstärken.

**SPIEGEL: Bedroht fühlen sich viele junge Menschen auch angesichts einer weiteren globalen Krise: Fast 60 Prozent der befragten 16- bis 25-Jährigen sagten 2021 in einer Studie, sie machen sich große oder extreme Sorgen über den Klimawandel. Sind Menschen überhaupt in der Lage, sich mit so vielen Bedrohungen auf einmal auseinanderzusetzen?**

SCHEITHAUER: Es gibt einen eigenen Forschungszweig, der untersucht, wie sich sogenannte kritische Lebensereignisse – also Kriegserlebnisse, aber auch Tod oder Scheidung – auf die psychische Gesundheit auswirken und ab wann das System sozusagen kollabiert. Demnach ist nicht entscheidend, wie viele solcher kritischen Ereignisse wir erleben, sondern wie wir sie erleben und bewältigen. Es wird Menschen geben, die psychische Erkrankungen davontragen. Es wird aber auch Menschen geben, die relativ unbeschadet bleiben und es schaffen, trotz der vielen Krisen ihre weitere Lebensplanung in Angriff zu nehmen.

**SPIEGEL: Wovon hängt ab, zu welcher Gruppe man gehört?**

SCHEITHAUER: Das ist eine Frage von Ressourcen. Hat die Person genug Geld, um sich ein Corona-Homeoffice einzurichten? Bekommt sie Unterstützung von Familie und Freund:innen, wenn sie wegen der Klimakrise umschulen muss? Vor allem aber: Hat sie die notwendigen persönlichen Kompetenzen? Um mit Krisen umgehen zu können, brauchen Menschen gewisse Schlüsselqualifikationen – die Fähigkeit, Probleme zu lösen beispielsweise, ein positives Selbstwertgefühl oder Selbstwirksamkeit, also die innere Überzeugung, Herausforderungen aus eigener Kraft meistern zu können. Bestenfalls wird das schon in der Schule gefördert, das ist aber leider nicht immer der Fall.

**SPIEGEL: Sie haben gerade den Begriff »Lebensplanung« verwendet. Tatsächlich müssen junge Erwachsene in wenigen Jahren viele Lebensentscheidungen treffen. Wie blickt die Entwicklungspsychologie auf diese Phase?**

SCHEITHAUER: Man spricht von »emerging adulthood«, also einer Phase des Dazwischenseins. Als junger Erwachsener durchläuft man wesentliche biografische Stationen, verlässt das Elternhaus, entwickelt eine berufliche Identität, eine Vorstellung von der Zukunft. Und man muss lernen, für sich selbst

zu sorgen – in materieller und in mentaler Hinsicht. Die »emerging adulthood« birgt also große Chancen, aber auch Risiken, wenn die Bemühungen um ein unabhängiges Leben letztlich nicht erfolgreich sind.

**SPIEGEL: Welchen Einfluss können globale Krisen darauf nehmen?**

SCHEITHAUER: Sie können eine Phase, die sowieso schon schwierig ist, noch einmal schwieriger machen. Die Pandemie zum Beispiel hat die Planungen vieler junger Menschen durcheinandergerüttelt. Sie mussten zurück zu den Eltern ziehen, verloren ihre Nebenjobs, konnten sich nicht mehr eigenständig finanzieren, kein unabhängiges Leben führen. Praktika, Reisen, Auslandsaufenthalte fielen aus. Einige meiner Studierenden waren so belastet, dass sie regelrecht stehen geblieben sind.

**SPIEGEL: Das klingt dramatisch.**

SCHEITHAUER: Ist es auch. In dem Lebensalter haben ein, zwei Jahre eine ganz andere Dimension, als wenn man 40 oder 50 ist. Eigentlich müsste man diesen jungen Menschen jetzt die Möglichkeit geben, das auszugleichen, mal durchzuatmen. Das passiert aber nicht, stattdessen kommt die nächste Krise.

**SPIEGEL: Wie schafft man es, trotzdem irgendwie weiterzumachen?**

SCHEITHAUER: Auch wenn das vielleicht komisch klingt: Wir müssen auch in solchen Krisen für möglichst viel Normalität und Routine sorgen. Uns also beispielsweise darauf konzentrieren, unseren Alltag weiterhin zu meistern, trotzdem an unserem Berufswunsch zu arbeiten, vielleicht auch politisch aktiv zu werden, Spenden zu sammeln, auf eine Demo zu gehen. In jedem Fall nicht zu resignieren, sondern zu begreifen: Ich kann immer noch etwas tun, ich kann zumindest in bestimmten Bereichen Kontrolle zurückgewinnen.

**SPIEGEL: Aber ist nicht gerade das in einer solchen Situation wahnsinnig schwierig?**

SCHEITHAUER: Auch das ist wieder eine Frage von Ressourcen. Wer die nicht hat, braucht Unterstützung, finanzieller, aber vor allem auch psychischer Art. Da kann es schon helfen, miteinander zu sprechen und gemeinsam zu überlegen: Was können wir tun, um damit umzugehen? Das ist übrigens auch die entscheidende Frage, wenn es darum geht, Ängste zu bewältigen.

**SPIEGEL: Kann man aus all diesen Erfahrungen auch etwas mitnehmen fürs spätere Leben?**

SCHEITHAUER: Ich wünsche natürlich jedem, dass er keinen Krieg erleben muss, um solche Erfahrungen zu machen, sondern dass es bewältigbare Ereignisse sind. Aber bestenfalls erlebt man ja, dass man es trotz der Krisen schafft, weiterzumachen, sein Leben in den Griff zu bekommen. Darauf kann man in späteren Momenten zurückgreifen. ■



**Zhenya Oliinyk** wurde 1993 in Kiew geboren, seit 2018 arbeitet sie als freiberufliche Illustratorin. Als der Krieg begann, kümmerte sie sich gerade um einen Auftrag über die russische Zensur im ukrainischen Theater im 19. Jahrhundert. Sie floh nach Lwiw, kehrte aber nach Kiew zurück. Oliinyk sagt: »Wir haben die letzten 300 Jahre gegen Russland gekämpft, und sie haben die Idee, uns zu kolonisieren, immer noch nicht aufgegeben.«

# »Ich kämpfe damit, dass ich so vieles nicht mehr kann«

Sie leiden unter Atemnot und Konzentrationsproblemen, mussten ihr Studium unterbrechen, ihren Alltag umstrukturieren, ihre Träume aufgeben. Vier junge Menschen über ihr Leben mit Long Covid.

**TEXT** RUTH EISENREICH

**FOTO** ANNIKA WEERTZ, MANUEL NIEBERLE, JOHANNA HULLÁR

Junge Menschen haben ein geringeres Risiko, an Corona zu sterben – aber auch bei ihnen kann eine Infektion schwere, unter anderem neurologische Spätfolgen haben. Long Covid heißt die Krankheit nach der Krankheit, seriösen Schätzungen zufolge leiden etwa zehn Prozent aller an Covid-19 Erkrankten darunter, Frauen häufiger als Männer. Was bedeutet Long Covid für das Studium, die Arbeit, das Sozialleben, die Lebensplanung? Vier Betroffene zwischen 20 und 30 erzählen ihre Geschichte.

## »Ich schäme mich oft für die Erkrankung.«

»Mir fällt es schwer, mit der Erkrankung umzugehen, ich schäme mich oft dafür. Viele Ärzt:innen haben mich wegen meines Alters nicht ernst genommen, manche Leute in meinem Bekanntenkreis sagen noch heute: Warum willst du nicht mitkommen, du stellst dich nur an. Das nimmt mich sehr mit, ich kämpfe ja eh schon damit, dass ich so vieles nicht mehr kann. Ich komme aus dem Leistungssport, war Turniertänzerin, ich bin es nicht gewohnt, nichts zu machen. Deshalb wäre es mir auch unangenehm, hier mit Namen und Foto aufzutreten. Mein Freund und ich haben uns schon im Februar 2020 im Urlaub

angesteckt. Er war zwei Wochen erkältet; ich lag sechs Wochen flach, der ganze März ist in meinem Kopf wegradiert. Seit Sommer 2020 leide ich unter Herzstolpern, Schmerzen in der Brust, Kurzatmigkeit, ich bin extrem schwach, mein Kopf ist teilweise voller Nebel. Mein Hausarzt hat mir eingeredet, das sei eine Depression. Als ich einer anderen Ärztin von meinen Beschwerden erzählte, fragte sie als Erstes: Hatten Sie Corona? Für sie war die Sache sofort klar.

Ich habe mein Leben komplett auf die Krankheit umstrukturiert. Ich wollte gern neben dem Studium als Rettungssanitäterin arbeiten, habe extra den Schein gemacht. Stattdessen arbeite ich jetzt im Gesundheitsamt. Dank Onlinestudium, Homeoffice und Gleitzeit hat das ungefähr ein Jahr lang ganz gut geklappt. Auch wenn mein Leben nur noch aus Kranksein, Uni und Arbeit bestand – Freund:innen zu treffen oder überhaupt irgendetwas außerhalb der eigenen vier Wände zu unternehmen, war undenkbar. Im Laufe der Zeit haben sich meine Symptome aber stetig weiter verschlechtert. Wahrscheinlich muss ich zum Sommersemester Arbeit und Studium pausieren. Ich mache mir viele Gedanken darüber, ob ich das Studium noch schaffe und was ist, wenn es nicht besser wird. Ich träume seit Jahren davon, bei einem Trainee-Programm im Krankenhausmanagement mitzumachen. Aktuell glaube ich nicht, dass ich bis zum Uniabschluss wieder gesund genug dafür bin. Aber ich klammere mich fest an die Hoffnung.«

*Studentin, 22, im Fach Management von Gesundheitseinrichtungen in Wismar.*

## »Nach einem Crash hilft nur liegen und warten.«

»Die Dinge, die ich früher zur Erholung gemacht habe – mit einer Freundin Kaffee trinken, eine Runde spazieren –, plane ich heute als Aktivität ein, von der ich hinterher Erholung brauche. Ich muss auf meine Grenzen achten, aber die Grenzen verändern sich immer wieder. Manchmal denke ich, es geht ein bisschen aufwärts, und dann kommt wieder ein richtiger Crash.«

Meine ganze Familie hatte im Februar 2021 Corona, mein Großvater ist daran gestorben. Ich hatte die mildesten Symptome, kämpfe jetzt aber am längsten damit. Seit etwa Ende März, Anfang April letzten Jahres habe ich alle möglichen Beschwerden: Übelkeit, Haarausfall, Atemprobleme, Muskel- und Gliederschmerzen, Wortfindungsstörungen, dazu Fatigue, also eine ganz tiefe Erschöpfung. Einmal war ich mit meiner Oma eine halbe Stunde spazieren und danach so fertig, dass ich zwei Stunden geschlafen habe, während meine Oma noch quietschfidel herumgehüpft ist. Wenn ich versuche zu lesen, habe ich nach der zweiten Seite vergessen, was auf der ersten steht.

Im März 2021 habe ich mein Masterstudium begonnen, bisher komme ich gerade so zurecht. Es gibt keine Anwesenheitspflicht, in den ersten Semestern fanden viele Kurse online statt, meine Kommiliton:innen wissen Bescheid und unterstützen

mich bei Gruppenarbeiten. Nebenbei arbeiten kann ich nicht mehr, dafür bekomme ich jetzt ein Deutschlandstipendium für Studierende in besonderen Lebenslagen.

Für den Master bin ich nach Stuttgart gezogen, eigentlich würde ich gern die Stadt entdecken, Kontakte knüpfen, aber die Ressourcen dafür habe ich nicht. Wenn meine Kommiliton:innen nach der Uni noch in eine Bar gehen, kann ich nicht mit. Im Oktober war ich bei einer Exkursion nach München dabei. Am ersten Tag liefen wir drei Stunden durch die Stadt, danach lag ich komplett flach, konnte in den ersten Stunden kaum noch ein Glas hochheben. Nach so einem Crash hilft nur liegen und warten. Durch Atem-, Ergo- und Physiotherapie merke ich langsam eine minimale Verbesserung. Am Anfang konnte ich eine Sekunde tief einatmen, jetzt schon drei; eine Zeit lang lag ich nach einem Crash eine Woche flach, jetzt nur noch ein, zwei Tage.

Ich mache mir viele Gedanken über den Berufseinstieg. Ich hoffe, dass ich bis dahin wieder fit bin, aber was, wenn nicht? Akzeptieren Unternehmen, wenn man schon mit Einschränkungen einsteigt und keine 40 Stunden pro Woche arbeiten kann? Bekomme ich Geld von der Sozialversicherung, wenn ich von Anfang an nicht voll arbeitsfähig bin?

Mein Rehaantrag wurde nach monatelangem Papierkrieg erst abgelehnt und nach meinem Widerspruch doch noch bewilligt. Hoffentlich geht es spätestens im Sommer endlich los, dann bin ich schon mehr als ein Jahr lang krank. Ich würde gern wieder wie eine 24-Jährige leben, statt mich ständig nach der Krankheit zu richten.«

*Vanessa Göpfert, 24, studiert Stadtplanung in Stuttgart.*



**Studentin Göpfert:**  
Nach einem  
Spaziergang zwei  
Stunden geschlafen



**Student Henkel:**  
Als würde jede  
einzelne Zelle im  
Körper schreien



»Mein Auslandsjahr in Leeds musste ich abbrechen. Ich hatte mich dort Anfang Dezember mit Corona infiziert. Mein Erasmus-Betreuer an der LMU war nett und verständnisvoll, aber mit der Student-Housing-Abteilung der englischen Uni war es echt mühsam. Sie wollten mich zuerst nur aus meinem Mietvertrag lassen, wenn auch der letzte Kleinkram – Gummistiefel, Klopapier, eine Fußmatte – aus der Wohnung geräumt ist. Ihr Scherzkekse, ich habe euch doch extra geschrieben, dass ich notfallmäßig abgereist und zu krank zum Zurückfliegen bin!«

## »**Uns war nicht bewusst, dass Covid-19 für uns ein Risiko darstellen könnte.**«

Durch die Facebook-Selbsthilfegruppe ›Leben mit COVID-19‹ habe ich gemerkt, dass ich im Vergleich zu vielen anderen noch Glück hatte. Körperlich geht es mir gut, nur Sport ist unmöglich. Nach dem Schwimmen letztens ging es mir für mehrere Tage deutlich schlechter, Laufen oder Rennen fühlt sich an, als ob jede einzelne Zelle im Körper schreien würde. Und ich habe seit meiner Infektion konstant starke Kopfschmerzen, Tabletten helfen nicht. Ich bin auch ständig müde und erschöpft, vielleicht, weil ich durch die Kopfschmerzen so schlecht schlafe.

Meinen Alltag bewältigen, einkaufen, kochen, Wasserkästen die Treppe hochtragen, das ist alles kein Thema. Aber jede kleine geistige Anstrengung ist schwierig: eine IBAN oder ein längeres Passwort eingeben, im Supermarkt ausrechnen, wie viel 100 Gramm kosten. Keine Ahnung, wie ich so meine Bachelorarbeit schaffen soll, für die ich laut Studienordnung nur acht Wochen Zeit habe. Mit meinem Hausarzt hatte ich richtig Glück. Als ich mit meinen Beschwerden zu ihm kam und sich keine seiner Vermutungen bestätigte, hat er mich direkt an die Long-Covid-Ambulanz verwiesen. Dort wurde mir geraten, mich zu schonen und für das Sommersemester beurlauben zu lassen. Mir wurden auch zwei, drei Medikamente empfohlen. Leider hat eines davon meine Schmerzen verschlimmert. Meine größte Hoffnung ist jetzt, dass ich irgendwann an einer medizinischen Studie zur Behandlung von Long Covid teilnehmen kann.

Ich war immer sehr vorsichtig, dachte aber zugleich auch: Was soll mir schon passieren? Ich bin jung, sportlich, geimpft, wenn auch nur mit Johnson & Johnson. Beim Begriff ›Long Covid‹ dachte ich an ältere Menschen mit Vorerkrankungen, die lange im Krankenhaus liegen. Auch meinen Freund:innen war nicht bewusst, dass Covid-19 für uns ein Risiko darstellen könnte. Jetzt sitze ich seit Monaten zu Hause, warte, dass es besser wird, und weiß nicht, wie viel Zeit ich noch mit der Krankheit verplempern werde.«

*Felix Henkel, 22, Geografiestudent  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München.*

»Früher waren mein Freund und ich fast jedes Wochenende unterwegs, im Sommer wandern, im Winter Ski fahren oder snowboarden. Ich habe getanzt, vor allem Contemporary, habe Yoga und Tae Bo gemacht, war reiten. In den letzten Monaten war nichts davon mehr drin. Im Januar musste ich mich auch vom Studium beurlauben lassen.

## »Nach zwei Tassen Glühwein bekam ich plötzlich keine Luft mehr.«

Ich studiere an einer Fachhochschule, mit fixen Stundenplänen und viel Präsenzpflicht. Nach meiner Coronaerkrankung im August 2021 bin ich ganz normal wieder eingestiegen, habe aber schnell gemerkt, dass ich keinen ganzen Unitag mehr schaffe. Ein paar Monate kämpfte ich mich irgendwie durch, aber es ging mir immer schlechter.

Im Krankenhaus war ich wegen meiner Coronainfektion nicht, aber ich lag insgesamt einen Monat lang nur herum, war nicht mehr fähig, mir etwas zu essen zu machen. Ein paar Wochen lang war auch mein Geruchssinn weg, seither ist er irgendwie gestört. Ich musste alle meine Shampoos, Seifen und Parfums wegwerfen, mein Freund musste sein Deo wechseln, weil mir von dem Geruch übel wird. Nach der Akutphase ging es mir einen Monat lang

besser, trotz meiner Fatigue und Atemnot waren wir wieder wandern und auf Hochzeiten. Dann kamen neue Symptome hinzu: Ein-, zweimal im Monat bekam ich plötzlich Fieber, Schüttelfrost, brennende Lungen, danach war ich ein, zwei Tage geschwächt. Damals dachte ich noch, das geht wieder weg, mein Körper braucht einfach Zeit, um sich zu erholen.

Anfang Dezember hatten wir dann ein paar Leute zu Besuch. Nach zwei Tassen Glühwein bekam ich plötzlich keine Luft mehr, die Lungen fingen an zu schmerzen, ich bekam Fieber, Schüttelfrost, jede Bewegung schmerzte. Das war mein mit Abstand schlimmster Crash. Ich drängte meinen Hausarzt zu einer Überweisung in eine Long-Covid-Sprechstunde, dort wurde ich krankgeschrieben. Den Rest des Dezembers verbrachte ich mehrheitlich im Bett. Am Anfang konnte ich nur schlafen oder im abgedunkelten Zimmer liegen und an die Decke starren, irgendwann wieder eine Stunde lesen oder fernsehen. Seit Mitte Januar bin ich jetzt in einer Rehaklinik und merke langsam eine leichte Verbesserung. An guten Tagen kann ich mich wieder eineinhalb Stunden mit Menschen unterhalten statt nur 30 Minuten.

Von vielen Freund:innen und Bekannten kam Mitgefühl, Wärme und Verständnis. Trotzdem rufen mich manche an und fragen, ob ich mit ihnen essen gehen will, sobald die Reha vorbei ist. Sie glauben, ich komme hier geheilt raus und alles ist wie früher. Leider wird dem nicht so sein.«

*Laura R., 31, studiert Psychologie in Zürich und hat mit ihrem Partner das Blog [www.lebenmitlongcovid.com](http://www.lebenmitlongcovid.com) mit Infos von Betroffenen für Betroffene gestartet. ■*



**Studentin R.:**  
Wieder eineinhalb  
Stunden mit Men-  
schen unterhalten



iam student.de

TIER



burgerme

Coca-Cola  
ZERO SUGAR  
NULL ZUCKER

LIPO VIBES

filou

AXE

Nextory

ALNATURA  
Super Natur Markt

ORGAN SPENDE  
Die Entscheidung zählt!

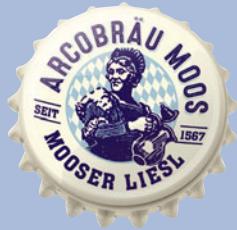


DR SMILE



Das ist die neue  
**CAMPUS-TÜTE**  
... hol sie Dir jetzt auf [campus-tuete.de](http://campus-tuete.de) oder an Deiner Uni

CAMPUS-TÜTE DAS ORIGINAL



PENNY.  
Festivals

Meßmer  
COLD TEA

Melitta®

KÖRPERWELTEN  
Museum BERLIN  
PLASTINARIUM  
in Guben

SAUSALITOS  
#LoveOutLoud

DER SPIEGEL

Subscribe to our  
Newsletter & get  
**FREE**  
pharma courses  
[www.pharmuni.com](http://www.pharmuni.com)

Shoppen zu Studipreisen? Alles was Du fürs Studium brauchst und mehr findest Du auf [campus-tuete.de](http://campus-tuete.de)



Die Ampel will Ernst machen und den umstrittenen Paragrafen 219a abschaffen, über Abtreibungen zu informieren wäre damit für alle legal. Das ist ein wichtiger Schritt, aber bei Weitem nicht genug. Denn die Probleme gehen viel tiefer.

EIN KOMMENTAR VON SOPHIE GARBE

# 219a ist nur der Anfang

**A**btreibungen sind in Deutschland eine Sache des Strafrechts. Sie werden im Strafgesetzbuch geregelt, Abschnitt »Straftaten gegen das Leben«, stehen zwischen Mord, Totschlag und fahrlässiger Tötung. Das hat Folgen für die Schwangeren – und für die Ärzteschaft. Bislang können Ärzt:innen dafür verurteilt werden, dass sie öffentlich über Abtreibungen informieren. Zumindest das will die Ampelkoalition jetzt ändern. Anfang März hat das Bundeskabinett beschlossen, Paragraf 219a des Strafgesetzbuchs aufzuheben, dort ist das sogenannte Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche festgeschrieben. Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses mussten Bundestag und Bundesrat noch über den entsprechenden Gesetzentwurf beraten.

Neu ist die Idee keineswegs, auch nicht im politischen Berlin. Die SPD wollte Paragraf 219a schon in der vergangenen Legislaturperiode streichen, konnte der Union aber nur einen halbgaren Kompromiss abringen: Ärzt:innen dürfen seitdem öffentlich darüber informieren, dass sie Abbrüche vornehmen, nicht aber darüber, wie das geschieht. Eine wirkliche Verbesserung brachte die-

se Gesetzesänderung nicht. Wenige Monate später wurde etwa in Berlin eine Ärztin verurteilt, weil sie auf ihrer Homepage nicht nur angab, dass sie Abtreibungen durchführt, sondern auch, mit welchem Verfahren sie abtreibt. Kein Einzelfall.

Die Vorläuferregelung von Paragraf 219a stammt aus dem Jahr 1933. Mit ihm werden Informationen über Abtreibungen also durch ein Gesetz reglementiert, dessen Ursprünge in der Weimarer Republik liegen. Entsprechend aus der Zeit gefallen wirkt das, wofür der Paragraf steht. Er basiert auf der Sorge, dass ausufernde Werbung zu einem pietätlosen Umgang mit Abtreibungen führen könnte. Eine Streichung des Paragrafen hieße, dass es künftig keinen Unterschied mehr gäbe, »ob sie für eine Schönheitsklinik oder eine Abtreibungsklinik Werbung machen«, klagte etwa Ex-Kanzleramtschef Helge Braun. Was nicht stimmt. Denn unsachliche Werbung wird in Deutschland durch das ärztliche Standesrecht untersagt.

Der Zugang zu Informationen ist aber längst nicht das einzige Problem. Dem Paragrafen 219a liegt ein krudes Frauenbild zugrunde. Schwangere sind demnach leicht beeinflussbare Wesen, die sich schnell zu unüberlegten Entscheidungen verführen lassen, die man vor sich selbst schützen muss. Wie weit entfernt dieses Bild von der Realität ist, zeigen Befragungen: Laut einer kalifornischen Studie bereuen 95 Prozent der Frauen den Abbruch später nicht. Auch hierzulande sind sich mehr als zwei Drittel in ihrer Entscheidung so sicher, dass selbst das verpflichtende Beratungsgespräch über die Abtreibung keinerlei Einfluss mehr darauf hat. Die meisten Schwangeren sind heute also sehr wohl in der Lage, selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen.

Dass mit der Abschaffung von Paragraf 219a dafür nun der Zugang zu Informationen vereinfacht werden soll, ist ein wichtiger, ein überfälliger Schritt. Aber es kann nur der Anfang sein. Mindestens so wichtig ist, die vielen anderen Probleme beim Thema Schwangerschaftsabbruch nicht aus den Augen zu verlieren.

Mit der Streichung von Paragraf 219a verschwinden Abtreibungen nicht aus dem Strafrecht. Denn Paragraf 218, der die rechtlichen Grundlagen für Schwangerschaftsabbrüche legt, bleibt bestehen. Demnach sind Abtreibungen in Deutschland bis heute grundsätzlich rechtswidrig und nur unter bestimmten Voraussetzungen straffrei. Befürworter:innen der aktuellen Regelung verweisen häufig darauf, dass sie letztlich ein Kompromiss sei, der durch das Bundesverfassungsgericht vorgegeben wurde. 1993 lehnte das eine Liberalisierung des Abtreibungsrechts ab – und begründete die Entscheidung damit, dass der Gesetzgeber seiner Schutzverpflichtung gegenüber werdendem Leben nur nachkomme, wenn er Schwangeren rechtlich die Pflicht auferlege, ein Kind auszutragen.

Ob der Staat seine Schutzpflichten wirklich besser erfüllt, wenn er Schwangere und Ärzteschaft kriminalisiert, ist zumindest diskussionswürdig. Einer britischen Studie zufolge finden in Ländern mit restriktiven Abtreibungsgesetzen im Vergleich nicht substanzial weniger Abbrüche statt. Ihre Kriminalisierung senkt also nicht die Zahl der durchgeföhrten Abtreibungen – sie erhöht lediglich die Anzahl unsicherer Abbrüche.

Die deutschen Regelungen sind für ungewollt Schwangere und die Ärzteschaft oft belastend. Und sie wirken sich negativ auf die Versorgungslage aus. Bis heute ist die medizinische Ausbildung zur Durchführung von Abbrüchen unzureichend. Das und die Stigmatisierung führen wohl auch dazu, dass viele junge Ärzt:innen keine Abbrüche anbieten. Laut Statistischem Bundesamt nimmt die Zahl der Stellen, die Abtreibungen durchführen, seit Jahren ab. In manchen Regionen Deutsch-

lands müssen Frauen mehr als 100 Kilometer fahren, um eine Praxis zu finden, die Abbrüche anbietet. Beratungsstellen berichten immer wieder von Fällen, in denen Schwangere für eine Abtreibung ins Ausland fahren, weil sie hierzulande innerhalb der vorgegebenen Frist keinen Termin bekommen.

Die Abschaffung von Paragraf 219a reicht deshalb nicht aus. Wirklich fortschrittliche Politik muss sich auch mit Fragen beschäftigen, die darüber hinausgehen. Mit medizinischer Versorgung, mit den Folgen des strafrechtlichen Stigmas, mit Familienplanung und der Frage, wie man in verschiedenen Lebenssituationen gute Bedingungen zum Kinderkriegen schafft. Und auch mit dem Thema Verhütung: Zahlen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zeigen, dass Frauen mit wenig Geld Verhütung häufiger unterbrechen oder ganz weglassen, weil sie zu teuer ist. Sie werden häufiger ungewollt schwanger und treiben häufiger ab.

Eine Koalition, die sich traut, Cannabis zu legalisieren, sollte auch den Mut aufbringen, an anderer Stelle groß zu denken: Sollte Verhütung nicht kostenlos sein? Sollten Abtreibungen nicht endlich entkriminalisiert werden? Und wenn man doch am Strafrecht festhält: Wie lässt sich bei Abbrüchen eine gute medizinische Versorgung sicherstellen? Die Abschaffung von Paragraf 219a darf nicht das Ende der Debatte sein. Allenfalls der Anfang. ■

## Schwangerschaftsabbrüche im Strafgesetzbuch (StGB)

**§ 218 StGB** besagt, dass jemand, der einen Abbruch bei einer Schwangeren vornimmt, grundsätzlich eine Straftat begeht, die mit Freiheitsstrafe von bis zu drei Jahren oder Geldstrafe geahndet werden kann. Geschieht die Abtreibung gegen den Willen der Schwangeren, können sechs Monate bis fünf Jahre verhängt werden. Selbst der Versuch ist dann strafbar. Ein anderes Strafmaß gilt, wenn die Schwangere den Abbruch selbst vornimmt: In dem Fall droht ihr eine Geldstrafe oder maximal ein Jahr Gefängnis, der Versuch ist dann nicht strafbar.

**§ 218a StGB** ist einer der Zusätze zu § 218. Demnach wird ein Schwangerschaftsabbruch ausnahmsweise nicht bestraft, etwa wenn die Schwangere ihn selbst verlangt und bescheinigt, dass sie mindestens drei Tage vorher eine Beratung besucht hat, ein Arzt oder eine Ärztin den Eingriff vornimmt und die Befruchtung nicht mehr als zwölf Wochen zurückliegt. Zudem ist ein Abbruch nicht rechtswidrig, wenn Leben, körperliche oder seelische Gesundheit der Schwangeren schwerwiegend bedroht sind. Gleches gilt, wenn die Schwangerschaft das Resultat eines Sexualdelikts ist und seit der Befruchtung höchstens zwölf Wochen vergangen sind.

**§ 219a StGB** verbietet bislang »Werbung« für Abtreibungen. Verstöße werden mit Geldstrafe oder bis zu zwei Jahren Gefängnis bestraft. Was genau unter »Werbung« zu verstehen ist, mussten Gerichte immer wieder im Einzelfall klären. Ausgenommen sind laut Gesetz etwa Hinweise von Ärzt:innen darauf, dass sie Abbrüche vornehmen – vorausgesetzt, sie halten sich an § 218a.

# WIE LEBEN ICH?



ILLUSTRATION EL BOUM

# Leben & Lieben

So viel zu tun, so wenig Zeit: Oft hetzen wir durch unseren Alltag, von A nach B, von Hausarbeit zu Bewerbungsgespräch, zu Wohnungsbesichtigung, zu Kneipenabend; das Bad müsste mal wieder geputzt werden, und Mama wartet auch noch auf einen Rückruf. Zwischen alldem ist oft kein Platz für die großen Fragen: An welchem Ort möchte ich eigentlich zu Hause sein und warum? Oder für die kleinen: Ist es wirklich gut, ständig auf TikTok rumzuhängen? Im dritten Kapitel soll Raum für die Themen sein, die unseren Alltag bestimmen, für die aber oft keine Zeit bleibt. ■



## GEWISSENSFRAGE

# FEIERN TROTZ KRIEG – ODER GERADE DESWEGEN?

rgendwie passt das nicht zusammen: Die Klubs haben nach der Corona-Zwangspause wieder geöffnet, die Tanzflächen sind voll. Zugleich bestimmen Nachrichten vom Krieg in der Ukraine unseren Alltag. Als »ein irritierendes Bild« bezeichnet das Gloria Mähringer, akademische Geschäftsführerin des Studiengangs »Philosophie, Politik, Wirtschaft« an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Was uns daran irritiere, sei die Symbolik, sagt sie. Zwar helfe man Ukrainer:innen überhaupt nicht, wenn man auf Spaß verzichte. »Aber man könnte das Feiern als Ausdruck von Respektlosigkeit und Gleichgültigkeit verstehen.« Ist es also moralisch verwerflich, feiern zu gehen, während andere Todesangst spüren? Für

Mähringer ist die Frage nicht pauschal zu beantworten. In einer Krisensituation sei es in erster Linie wichtig, eine Verbindung zur Umwelt zu haben, sich zu fragen, welche Verantwortung man trägt, wo man helfen kann, sagt sie. Um sich konstruktiv mit einer Situation auseinanderzusetzen zu können, dürfe man sich aber auch nicht zu sehr von schlechten Nachrichten runters ziehen lassen. Egal wie man sich selbst entscheidet: Mähringer rät davon ab, das Verhalten anderer zu moralisieren. »Es ist langfristig wichtig, dass unsere Demokratien stabil bleiben, dass die Menschen ruhig, zuversichtlich und gut informiert sind – und wertschätzend miteinander umgehen.« Anderen vorzuwerfen, dass sie feiern gehen möchten, sei da kontraproduktiv.

## REISEN

### Mit dem (Nacht-)Zug nach ... Südtirol

In Südtirol lässt es sich prima abschalten: Spätestens wenn man Schlutzkrapfen (die Südtiroler Variante von Ravioli) mit Butter und viel Parmesan isst, sich die Sonne auf der Berghütte ins Gesicht scheinen lässt und die Bedienung noch einen Aperol Spritz vorbeibringt, sind Hausarbeiten und Klausuren vergessen.

**Der Place to be:** Mit der Rittner Seilbahn – etwa zehn Gehminuten vom Bozener Stadtzentrum entfernt – geht es vom Tal auf den Hausberg hinauf. Von dort lohnt sich eine Fahrt mit der historischen Eisenbahn und eine Wanderung zu den beeindruckenden Erdpyramiden. Wen diese Naturwunder kaltlassen: Es gibt auch einen Bauernhof, auf dem Alpakas leben.

**Die Anreise:** Man braucht gute Ohrstöpsel, aber dann ist die Fahrt mit dem Nachtzug eine praktische Option, um in den Süden zu reisen. Der ÖBB Nightjet der österreichischen Bahn bringt dich von Hamburg oder Düsseldorf bis nach Innsbruck. Von dort aus fahren Regionalbahnen weiter nach Bozen oder Meran.

**Die Unterkunft:** Neben vielen Hotels samt Wellnessanlagen gibt es auch kleinere Ferienwohnungen oder Pensionen. Und natürlich Airbnb-Angebote. Beliebt ist das Kolpinghaus in Bozen. Es lohnt sich, rechtzeitig nach freien Zimmern zu schauen.

## BUCHTIPP

### Aus der SPIEGEL-START-Redaktion

Basierend auf seiner Kolumne »Kochen ohne Kohle« stellt SPIEGEL-START-Redakteur und Hobbykoch Sebastian Maas in seinem neuen Buch Gerichte vor, die mit wenigen Zutaten und ohne teure Küchengeräte auskommen – jenseits von Pizzatoast und Spaghetti



bolognese. Eine Portion kostet nie mehr als drei Euro und ist damit so günstig wie das Essen in der Mensa. »Gar es ohne Bares« erscheint am 11. April und kostet 14 Euro.

## BUCHTIPP

## Identitätslücken

Was verraten Namen über uns? In Laura Cwiertnias Debütroman »Auf der Straße heißen wir anders« eine ganze Menge. Karlotta möchte lieber Karla genannt werden, seit sie als Teenagerin mit »Karl Otto« aufgezogen wurde. Dabei hatte Karlas Vater Avi, der aus Istanbul stammt, ihr absichtlich einen typisch deutschen Namen gegeben. Auch er hadert mit seinem: In den türkischen Cafés in Bremen-Nord und auf den Straßen Istanbuls nennt er sich Ali, um nicht als Armenier erkannt zu werden.

Um einen Namen geht es auch bei der Reise, die sich durch den Roman zieht. Karlas Großmutter hinterließ nach ihrem Tod einen goldenen Armreif mit einer geheimnisvollen Botschaft: »Lilit Kuyumcyan, Yerewan, Armenien« – ein Name, den niemand aus der Familie kennt, und ein Ort, an dem sie alle nie waren. Karla schafft es, ihren Vater zu einer Reise ins Land ihrer Wurzeln zu überreden, um Lilit zu finden – und die Lücken in ihrer eigenen Geschichte zu füllen. Die Erzählung führt durch die Wohnblöcke von Bremen-Nord, zu Klostermauern in Jerusalem, in die Gassen Istanbuls und zurück ins Jahr 1915, als der Völkermord an den Armenier:innen verübt wurde und selbst Dörfer ihre Namen nicht behalten durften.

Zwischen all der Schwere findet Autorin Cwiertnia immer wieder leichte Momente. Dass man erfahren möchte, wer Lilit ist, vergisst man zwischendurch. Die Geschichten, die einem auf dem Weg begegnen, sind viel spannender. Wie das bei einer guten Reise eben ist.

*Laura Cwiertnia: »Auf der Straße heißen wir anders«. Klett-Cotta; 240 Seiten; 22 Euro.*



## INTERVIEW

## Der Horror vor dem Hörer

Anrufe sind vielen zuwider, manche schicken sogar mit Mitte zwanzig noch ihre Eltern vor. Philippe Wampfler, Medienpädagoge, Dozent an der Uni Zürich und Lehrer an einem Gymnasium, weiß, woran das liegt – und was dagegen hilft.

**SPIEGEL:** Herr Wampfler, gerade junge Menschen scheinen sich heutzutage mit dem Telefonieren schwerzutun. Warum?

WAMPFLER: Als ich jung war, musste man anrufen, wenn man jemanden erreichen oder etwas haben wollte. Heute ist das anders, vieles lässt sich online erledigen – Termine beim Arzt, Reservierungen im Restaurant. Auch persönliche Gespräche werden zunehmend asynchron geführt, über E-Mails, WhatsApp-Nachrichten oder Sprachmemos.

**SPIEGEL:** Und darüber haben wir das Telefonieren verlernt?

WAMPFLER: Unser Verhältnis dazu hat sich zumindest verändert. Von Smartphones sind wir es gewohnt, eine Nachricht erst dann zu beantworten, wenn wir Zeit und Lust haben. Gerade junge Menschen empfinden es zunehmend als unhöflich bis übergriffig, jemanden einfach anzurufen. Zudem weiß man nie, was einen bei einem Anruf genau erwartet, in welcher Situation man die angerufene Person antrifft. Das ist gewissermaßen ein kommunikativer Kontrollverlust.

**SPIEGEL:** Wie lässt sich die Angst überwinden?

WAMPFLER: Ich rate, das Telefonieren als Übung zu betrachten und sich immer wieder daran zu erinnern, dass es mit jedem Mal leichter fallen wird. Anrufe zu vermeiden vergrößert das Problem hingegen. Im schlimmsten Fall können Sie ja immer noch auflegen, wenn Sie überfordert sind.



Soll ich für den ersten Job  
wirklich wegziehen?  
Vieles ist zu berücksichtigen –  
die Karriere, Freundschaften  
und Familie, die eigene  
Persönlichkeit. Und eine  
viel größere Frage:  
Was macht mich glücklich?

TEXT LUKAS KISSEL

FOTOS CIHAN CAKMAK, GIULIA FRIGIERI



Kunsthistorikerin  
Friese in Leipzig:  
»Der Ort geht vor«

# VON SOMEWHERE, ANYWHERE UND DENEN DAZWISCHEN

**A**ls Jasmin Friese nach dem Studium nach Essen zog, wusste sie, dass sie dort nicht lange bleiben würde. Für Friese, die in Jena Kunstgeschichte, Film- und Erziehungswissenschaft studiert hatte, war der Umzug eine berufliche Entscheidung: »Es war mein Traum, als Kuratorin zu arbeiten, und im Ruhrgebiet häufen sich die großen Kunsthäuser und Museen.« Auch für ihren Partner sei der Ortswechsel eine Chance gewesen, sagt die heute 31-Jährige. Er promovierte damals an der Folkwang Universität der Künste und wollte näher zu seinem Doktorvater ziehen.

Am Ende landete Friese nicht in der Kunst- und Kulturszene, sondern arbeitete für Bildungsstiftungen, unterrichtete Kinder an Schulen in benachteiligten Vierteln. Das habe ihr gefallen, beruflich gesehen sei der Schritt ins Ruhrgebiet »wirklich gut« gewesen, sagt sie, »aber persönlich gesehen nicht«. Friese, das lernte sie aus dieser Zeit, kann sich nicht an allen Orten einfach wohl fühlen. Sie braucht eine alternative Szene in der Stadt, wie sie sie aus Jena kannte. Sie braucht Parks, gut ausgebauten Radwege, und sie braucht ihre Freund:innen aus dem Studium, die nun weit weg wohnten. Nur für den Beruf in eine völlig fremde Gegend ziehen – das würde sie nicht noch mal machen, sagt Jasmin Friese heute.

## Wie Ort und Identität zusammenhängen.

Im Jahr 2017, kurz nach dem Brexit-Referendum, entwickelte der britische Publizist David Goodhart das Konzept der »Anywheres« und der »Somewheres«. Auf der einen Seite die Ortsungebundenen, die Kosmopoliten. Auf der anderen Seite die Verwurzelten, die Daheimgebliebenen. Das Konzept sagt viel darüber aus, wie Ort und Identität zusammenhängen: Anywheres erarbeiteten ihre Identität durch ihren Erfolg eher selbst, bei Somewheres habe sie mehr mit der Verbundenheit

zu ihrem Ort, ihrer Gemeinschaft zu tun, schreibt Goodhart. Er macht diese Spaltung als neuen Kulturkampf aus, als Grund für den Brexit und die Wahl Donald Trumps.

Inzwischen wird aber auch von Anywheres und Somewheres gesprochen, wenn es allgemeiner um die Heimatverbundenheit von Menschen geht.

»Heimat« – schon der Begriff hat oft einen politischen Beigeschmack. Doch eine Studie des Innen- und Heimatministeriums der vergangenen Legislaturperiode kommt zu dem Ergebnis, dass der Bezug zur Heimat nichts mit politischen Einstellungen zu tun hat: Heimatverbundene Menschen identifizierten sich stark mit ihrem Wohnort und den Menschen von dort, heißt es in dem Papier, sie hätten prägende Erinnerungen an diesen Ort und fühlten sich dort geborgen. Politisch stünden sie rechts, links oder in der Mitte, genauso wie diejenigen, die weniger verwurzelt seien. Insgesamt sind die Deutschen durchaus heimatverbunden: Auf dem Index der Studie, der die Ausprägung des Gefühls anhand von 26 Fragen misst, erreichten die Teilnehmenden durchschnittlich 72 von 100 Punkten.

Zum Problem wird das dann, wenn der Traumjob Hunderte Kilometer entfernt von der Heimat wartet. Soll man wegziehen – nur für die Karriere? Wie man sich in diesem Konflikt entscheidet, hängt nicht nur davon ab, welchen Stellenwert man der Arbeit gibt. Sondern auch von der Persönlichkeit, der individuellen Definition von Glück. Und mitunter von den Auswirkungen der Pandemie.

## Arbeitgeber mögen »interkulturelle Kompetenz«.

Für Personalabteilungen ist die Sache oft klar, dort wird Wert gelegt auf »interkulturelle Kompetenz«: Wo hat jemand schon gelebt, gearbeitet, mal ein Auslandssemester gemacht? Anderswo lerne man Dinge, die man zu Hause nicht lerne, sagt auch die Psychologin Beate Mitzscherlich, Professorin an der Westsächsischen Hochschule Zwickau und Expertin für Identitätsentwicklung: »Das Problem mit der vertrauten Heimat ist ja, dass man in bestimmten Rollen festgelegt ist, vielleicht auch festgefahrene.« Wegzuziehen bedeutet dann erst mal eines, erklärt die Psychologin: unsere Routinen zu zerstören. Routinen, die völlig automatisiert in unseren Körpern stecken – wenn wir im Dunkeln wissen, wo der Lichtschalter ist, wo das Besteck liegt. »Diese Routinen haben wir auch in sozialer Hinsicht: wie wir bekannten Menschen begegnen, ihr Verhalten lesen.«

In dem Moment, in dem wir uns aus der bekannten Region entfernen, funktionierten diese Routinen nicht mehr. Das kann ein Argument für das Weggehen sein, ist aber wohl auch das wichtigste Argument für das Bleiben. Denn: »Ständig mobil zu sein und sich auf neue Orte einzustellen – für die meisten Menschen ist das mindestens eine Herausforderung, für einige eine Überforderung«, sagt Mitzscherlich. Wenn das Zuhause Vertrautheit und Bindung ausmacht, an Menschen, an Orte, dann ist das Weggehen auch: ein Verlust an Bindung. »Man kann an neuen Orten natürlich neue Menschen kennenlernen und sich neu binden. Aber das gelingt nicht jedem. Und der Mensch ist ein Bindungswesen, ohne dieses Sich-Absichern in Beziehungen können wir nicht gut leben.«

Sven-Christoph Jung ist einer, der weg möchte, am liebsten ins Ausland. Der 29-Jährige studiert Englisch, Geografie und Geschichte auf Lehramt an der Uni Münster. Gerade ist er für ein Erasmusjahr in Bologna, wo er sein Italienisch verbessern will. Danach steht laut Studienordnung ein Praktikum in einem englischsprachigen Land an, Jung möchte gern nach

Kanada. Und später, nach dem Studium? Mal sehen, er ist für vieles offen. Jung kommt aus Wanne-Eickel, früher eigenständige Industriestadt, heute Teil von Herne im Ruhrgebiet. Seine Heimat, sagt er, könne ihm nicht bieten, was er für sein Ziel brauche. Um Englischlehrer zu werden, müsse er weg. »Ich finde, es ist ein Paradox, eine Fremdsprache nur im Heimatland zu studieren. Das muss dort sein, wo die Sprache herkommt. Meine Mitstudierenden und ich werden die Sprache ja mal gegenüber den Schüler:innen verkörpern, also sollten wir sie möglichst im Original lernen.«

Im Ausland zu studieren, auf Zeit irgendwohin zu ziehen, mit der Gewissheit im Gepäck, dass es auch wieder zurückgeht, ist das eine. Dauerhaft anderswo zu wohnen, etwas anderes. Er könnte sich aber auch das gut vorstellen, sagt Jung. Mit dem sogenannten CELTA-Zertifikat, einer Zusatzqualifikation, hätte er nach dem Studium weltweit die Berechtigung, Englisch als Fremdsprache zu unterrichten. Was ihn daran reizt: »Ich könnte dort arbeiten, wo andere Urlaub machen«, sagt Jung. So wie zurzeit in Italien. »Wenn man in einem anderen Land lebt, bekommt man einen viel tieferen Einblick in die Kultur.«

Nach Wanne-Eickel jedenfalls muss es nicht wieder gehen. Er habe gelernt, dass er sich an neuen Orten relativ schnell wohlfühlen kann, sagt Jung. »Nach ein paar Wochen, wenn ich meine täglichen Routinen habe, dann bin ich drin. In Bologna brauche ich mittlerweile kein Navigationssystem mehr, ich kenne meine Gassen auswendig.« Wichtig sei für ihn vor allem eines: dass er es schafft, sich schnell einen Freundeskreis aufzubauen. So wie gerade in Bologna. Über Facebook-Gruppen gelangte er dort in eine WhatsApp-Gruppe, darüber wiederum fand er drei Freund:innen, die er nun jede Woche trifft. Das vergangene Weihnachtsfest feierte er bei einer Freundin in Rom.

Also: eher den Job nach dem Wohnort aussuchen? Oder den Wohnort nach dem Job?

Sven-Christoph Jung sagt: »Beides muss passen. Aber je nachdem, wo mein Job wäre, und vorausgesetzt, dass ich die Sprache dort spreche, könnte ich an vielen Orten leben.« Jasmin Friese sagt: »Der Ort geht vor. Auch wenn mir bewusst ist, dass ich mich mit dieser Entscheidung beruflich selbst einschränken könnte.«

In der aktuellen Shell-Jugendstudie von 2019 gab etwa die Hälfte der befragten Jugendlichen im Alter von 12 bis 25 Jahren an, dass es ihnen wichtig oder sehr wichtig sei, für ihren Arbeitsplatz nicht umziehen zu müssen. Verglichen mit anderen Erwartungen war der Wunsch, in der Nähe zu bleiben, aber eher nachrangig – dass der Arbeitsplatz »sicher« ist, war etwa 93 Prozent wichtig oder sehr wichtig.

## Was ist Heimat?

Vielleicht lässt sich der neue Job auch weitgehend von ferne erledigen, und es reicht, ab und zu vor Ort zu sein? Die Coronapandemie hat Arbeitgeber in dieser Hinsicht flexibler werden lassen. Oder man zieht um und nimmt es als Experiment mit offenem Ausgang, vereinbart eine Probezeit mit sich selbst: Will ich das? Kann ich mich an diesen Ort gewöhnen?

Jasmin Friese und ihr Partner blieben drei Jahre lang in Essen, aber wohl fühlten sie sich dort nicht. Nachdem Frieses befristete Stelle ausgelaufen war, packten sie die Koffer. »Wir haben am Ende wirklich gemerkt, dass es Zeit war zu gehen«, sagt sie. Die Stadt habe sich einfach nicht richtig angefühlt. Seit vergangenem Sommer wohnen Friese und ihr Partner in Leipzig – nicht allzu weit entfernt von Halle, wo sie geboren ist, und von Jena, wo sie studiert hat. In Leipzig gibt es die alternative Szene, die Friese sich wünscht, dort hat sie die Freund:innen, die sie in Essen vermisst hat: »Viele von denen, die ich seit dem Studium kenne, sind mittlerweile nach Leipzig gezogen.« Die Stadt funktioniere ähnlich wie Jena, findet sie. »Und Jena ist mir im Studium zur Heimat geworden.«

Die Entscheidung für Essen mochte noch eine berufliche gewesen sein – die für Leipzig war eine für den Wohnort. Schließlich hatte Friese noch gar keine Stelle in Aussicht, als sie dorthin zog. Mittlerweile arbeitet sie wieder, bei der Bildungsorganisation Arbeiterkind. Kuratorin ist sie keine geworden, aber auch in ihrem aktuellen Berufsfeld sei sie glücklich. Und sie sei glücklich mit der neuen Stadt.

Jasmin Friese sagt: »Für viele ist Heimat dort, wo die Familie wohnt, für mich nicht. Für mich ist Heimat der Ort mit der Mentalität, die zu mir passt.« Sven-Christoph Jung sagt: »Heimat ist nicht örtlich begrenzt, sondern dort, wo ich mich wohlfühle. Und das kann heute ja überall sein.« Letztlich klingt das bei beiden dann doch ziemlich ähnlich. ■



# Hafersahne ist auch keine Lösung

Über Ideen, die Erderwärmung zu bremsen, wird nicht nur in Berlin gestritten, sondern auch bei uns zu Hause. Neuerdings wird mir vorgeworfen, ich flüchtete mich in eine Ersatzreligion. Ob da was dran ist?

TEXT SVENJA MEESE

ILLUSTRATION MORITZ WIENERT

*Fabian Thomas, 26, und Svenja Meese, 24, die in Wahrheit einen anderen Nachnamen trägt, sind seit fünf Jahren ein Paar. Sie will retten, was vom Klima noch zu retten ist, er würde ihr gern dabei helfen, will aber nicht auf so viel verzichten. Für SPIEGEL START schreiben die beiden im Wechsel über »Die Kunst des grünen Liebens«.*

**I**ch esse gern, sehr gern. Wenn ich abends ins Bett gehe, freue ich mich auf mein Frühstück am nächsten Morgen. Während langweiliger Vorlesungen überlege ich mir, was ich später kochen könnte. Auch Fabian liebt gutes Essen. Wie schön, dass wir uns da ähnlich sind, Essen verbindet. Ha! Nicht bei uns.

Nie werde ich Fabians Gesichtsausdruck vergessen, als ich einmal vorschlug, Hafersahne für unsere Lasagne zu kaufen. Zur Veranschaulichung lege ich allen ans Herz, sich ein paar Videos der wunderbaren Kategorie »Italians mad at food« auf YouTube anzusehen. Ich will nicht wissen, was die italienische Jury zu meiner Nudelsoße gesagt hätte. Muss ich auch gar nicht. Ein Blick in Fabians Gesicht verrät alles. Ungläublich: Wie kommt man auf die Idee, so etwas Einfaches, Unschuldiges, von Grund auf Gutes wie Lasagne durch Hafersahne zu ruinieren? Frust: Können wir uns nicht einfach einen schönen Abend machen, ohne Diskussionen über CO<sub>2</sub>-Fußabdrücke? Und schließlich Wut: Was ist, bitte schön, das Problem mit einem Becher Sahne? Das wird man ja wohl noch essen dürfen!

Nicht falsch verstehen, hier geht es nicht um italienische Authentizität. In Lasagne kommt sowieso keine Sahne. Statt dessen: das böse Wort mit acht Buchstaben.

## VERZICHT.

Die Gefahr, dass ich mit dem Ökoargument jede Art von Spaß in unserer Beziehung im Ansatz ersticken könnte. Dabei ist es gar nicht so, dass Fabian Hafersahne nicht schmeckt. Er weiß es nur nicht. Wenn ich für uns beide kuche, mache ich das oft mit Sojamilch oder Hafersahne und bekomme dafür Komplimente. An diesem Abend aber schien die Hafersahne eine rote Linie darzustellen. Also ging ich schließlich zum Kühlregal und warf einen Becher Sahne in den Einkaufskorb, demonstrativ genervt.

Abende wie diese bringen mich zum Nachdenken. Wäre es nicht einfacher, mit jemandem zusammen zu sein, mit dem ich nicht über Urlaub, Essen und Co. diskutieren muss? Der



weiß, welcher vegane Käse am besten schmeckt? Jemanden, der mir nicht vorhält, dass meine Entscheidungen sowieso keinen Einfluss haben? Immerhin bin ich die Gute, auf der richtigen Seite, da gibt es überhaupt keinen Zweifel. Oder?

Leider hat Fabian einen Punkt, wenn er mich darauf hinweist, dass jeden Tag Tausende Geschäftsleute für Meetings nach China oder in die USA fliegen, zumindest vor Corona. Oder dass der Anteil des globalen Flugverkehrs am anthropogenen Klimawandel nur 3,5 Prozent beträgt. Dass es also überhaupt keinen Unterschied macht, wenn ich den Zug nach Lissabon nehme, solange kein politischer Wandel stattfindet. Für mich macht es trotzdem einen Unterschied. Und wenn es nur der ist, dass ich mich besser fühle. In 30 Jahren will ich meinen Kindern nicht erklären müssen, dass ich damals auf diese zehn Tage Urlaub in Israel einfach nicht verzichten konnte. Da wird es schon genug geben, wofür ich mich rechtfertigen muss.

Fabians nächstes Argument ist schon um einiges perfider. Flüchte ich mich in eine Art Ersatzreligion, die mir sagt, welche Schuhe ich kaufen (die aus veganem Leder), wem ich mein Geld anvertrauen (nachhaltigen Banken) oder wen ich bei der nächsten Bundestagswahl wählen soll (eh klar)? Vielleicht. Wenn ich mit meinen Freund:innen grille, überlegen wir nicht mehr, wie viele Vegetarier:innen kommen, sondern wer noch nicht vegan isst. Und während Maiskolben über der nachhaltigen Grillkohle anbrennen, drehen sich die Gespräche um Kleiderauschpartys, Unverpackt-Läden und Gemüsekisten. Ich mag das. Es gibt mir ein Gefühl der Zugehörigkeit – und ein Stück weit Identität. Ist das so schlimm? Ich glaube nicht.

Es tut mir aber auch gut, wenn jemand meine Weltsicht herausfordert. Hätte ich das nicht, wäre mein Leben vielleicht einfacher, aber auch langweiliger. Und wenn ich in Fabians Kühlenschrank Hafermilch finde, dann freue ich mich umso mehr. Weil ich weiß, es ist nicht selbstverständlich für ihn. ■

# So tickt der TikTok-Algorithmus

TikToks Empfehlungen sind berüchtigt:

In kürzester Zeit versteht der Dienst, was Menschen interessiert – und gibt ihnen immer mehr davon.

Wie funktioniert das?

**TEXT HELEN BIELAWA, JANNE KNÖDLER,  
MARCEL PAULY UND ANTON RAINER**

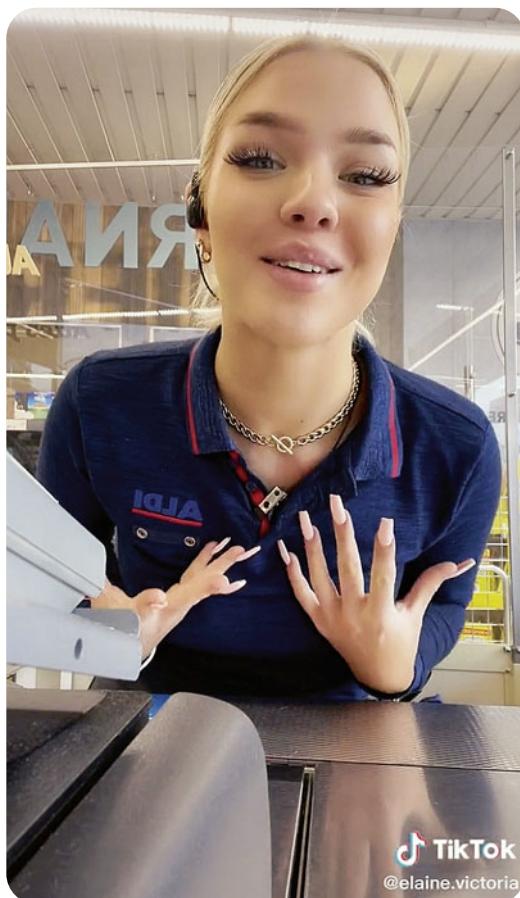
**U**nser Weg in den Kaninchenbau beginnt mit Elaine Victoria. Mit platinblonden Haaren und künstlichen Wimpern sitzt sie im blauen Poloshirt an einer Aldi-Kasse, blickt in die Handykamera und bewegt ihre Lippen zu Jessie Js Song »Wild«. Es ist eines der erfolgreichsten deutschen Videos des vergangenen Jahres auf der Social-Media-Plattform TikTok. Millionen Menschen haben es gesehen, Medien berichteten darüber, »wie eine Aldi-Kassiererin über Nacht zum Star wurde«. Wir bekommen das Video Ende 2021 zu sehen, zu Beginn eines kleinen Experiments. Wir möchten herausfinden, wie das Herzstück von TikTok funktioniert, der »Für dich«-Feed. Schon beim ersten Öffnen der Handy-App landet man hier und bekommt das erste Video gezeigt – ohne dass man davor andere Accounts gezielt abonniert oder gar Interessen angegeben hätte. Wischt man ein Video nach oben weg, schiebt sich von unten gleich das nächste herein. Findet man einen Clip langweilig, wartet die Alternative nur eine Daumenbewegung entfernt.

Das Verblüffende: Oft serviert die App passgenaue Vorschläge, Videos, die man interessant findet und bis zum Ende ansieht. Bei vielen Nutzer:innen dominierte der Krieg in der Ukraine über Wochen den »Für dich«-Feed; wer einmal am Thema Ukraine hängen blieb, bekam immer mehr davon serviert. Das Prinzip funktioniert auch bei anderen Themen, schnell kann es dazu führen, dass man in einer Blase landet. Manche Nutzer:innen fühlen sich regelrecht ausgeforscht, haben den Eindruck, TikTok wisse alles über sie, von Hobbys über die Ethnie bis hin zur sexuellen Orientierung. Wie macht der Dienst das? In einem Experiment ist der SPIEGEL dem Empfehlungsalgorithmus auf den Grund gegangen. Interne Unterlagen vervollständigen das Bild einer App, die mit ausgefittert Technik Menschen in ihren Bann zieht.

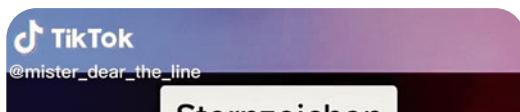
Für den Versuch haben wir uns mehrere Identitäten ausgedacht. Die fiktiven Personen haben TikTok auf dem Handy installiert, jeweils einen neuen Account angelegt und dann ausschließlich den »Für dich«-Feed genutzt. Sie haben nicht nach



16.9K  
717  
246



1.5M  
17.5K  
30.9K



Hasse nie 3 Menschen:  
Widder, Waage, Skorpion...  
\*das sind die Besten.\*

Verletze nie 3 Menschen:  
Stier, Krebs, Steinbock...  
\*sie sind ehrliche und wahre Freunde.\*

Lasse niemals 3 Menschen gehen:  
Jungfrau, Schütze, Fische

Interessen gesucht, sind niemandem gefolgt, haben nichts gelikt. Videos, die ins Interessenfeld der Person fallen, wurden bis zum Ende geschaut, manchmal auch noch ein zweites und drittes Mal. Andere Videos wurden schnell weitergewischt.

## I. Die Fitness-Bubble

Im ersten Durchlauf stellen wir uns eine junge Frau Anfang zwanzig vor. Sie interessiert sich für Fitness und soll auf TikTok vor allem auf Videos aus diesem Themenfeld anspringen – sportliche Tanzvideos, Übungen für den Alltag, aber auch Rezepte und Kochvideos, wenn der Fokus auf gesunder Ernährung liegt. Wohin wird TikTok uns führen? Elaine Victorias Playback-Einlage an der Supermarktkasse interessiert uns schon mal nicht. Nach drei Sekunden wischen wir weiter. Es folgt ein Sketch. Weiter.

**Das dritte Video zeigt zwei Cheerleaderinnen, die sich am TikTok-Trend »Wow, you can really dance« beteiligen. Wir schauen es uns an, denn es hat eine sportliche Komponente.**

**In den nächsten Minuten wischen wir die meisten Videos nach wenigen Sekunden weg, sie haben nichts mit unseren Interessen zu tun. Schließlich schlägt TikTok uns weitere Cheerleading-Videos vor, zunehmend auch Akrobatik- und Turnübungen.**

**Nach knapp acht Minuten taucht das erste Work-out auf. Wir schauen es uns an.**

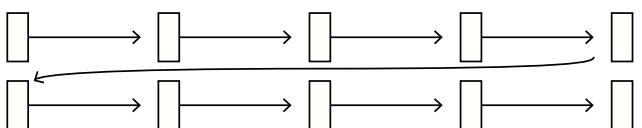
**TikTok scheint verstanden zu haben, dass wir uns für Sport interessieren. Krafttraining und Cheerleading wechseln sich nun mit Bouldern und Tennis ab. Nach etwa 20 Minuten geht es zum ersten Mal ums Abnehmen. Wir schauen uns den Clip dreimal.**

Am Ende bekommen wir fast nur noch Videos rund um gesunde Ernährung und Work-outs gezeigt. Mit gesundem Essen meinen die Videos: viele Proteine und am Ende des Tages ein Kaloriedefizit. Beim Sport liegt der Fokus auf einem definierten Körper und Gewichtsverlust. Das Ziel: flacher Bauch, Sixpack, trainierte Beine und – besonders wichtig – ein großer Po. Eine halbe Stunde nach Beginn des Experiments sind wir tief in die Fitness-Bubble der Plattform eingetaucht. Der Anteil der entsprechenden Videos liegt nun bei mehr als 90 Prozent. Nur vereinzelt spült uns der Algorithmus noch themenfremde Clips in den Feed.

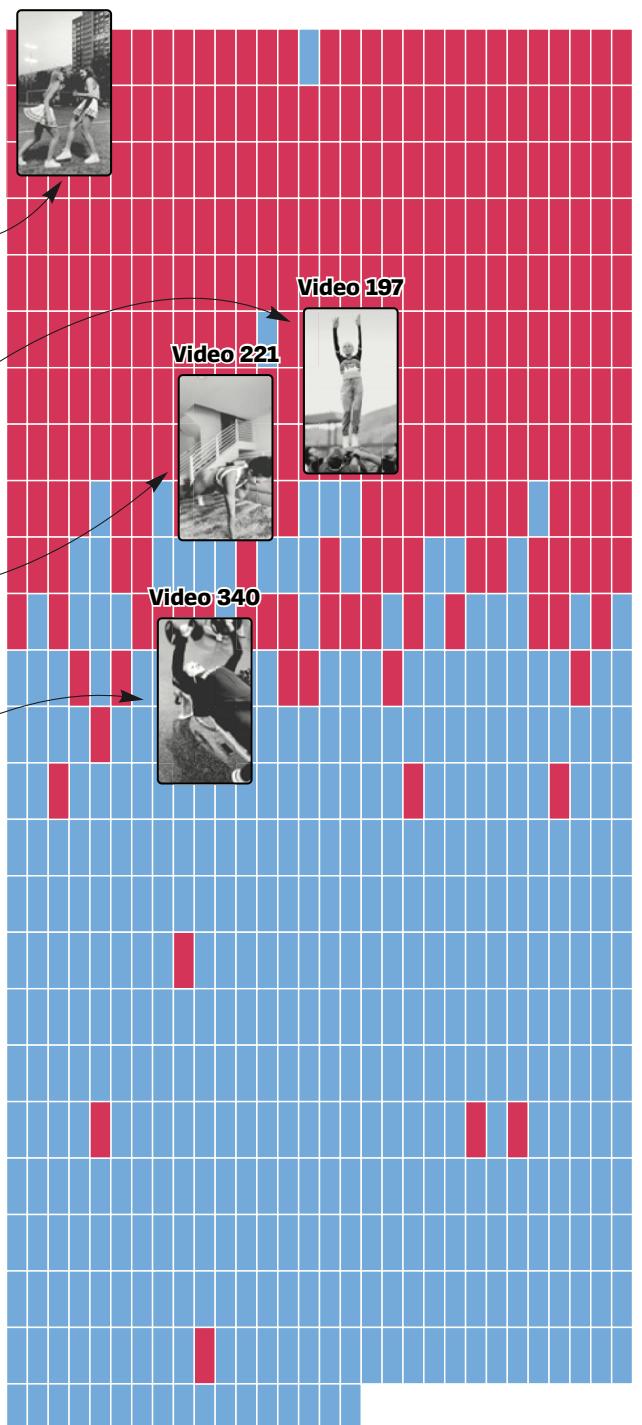
TikTok verfolgt das Ziel, Nutzer:innen möglichst lange in der App zu halten. Das zeigen interne Unterlagen, die dem SPIEGEL vorliegen. Verbringen die Menschen mehr Zeit in der App, kann sie ihnen mehr Werbung ausspielen und TikTok erzielt höhere Einnahmen. Der Algorithmus versucht daher, Videos vorzuschlagen, die Menschen bei der Stange halten. Dafür greift er laut den Unterlagen auf Videos zu, die einigermaßen neu oder in der jüngeren Vergangenheit besonders gut angekommen sind, und berechnet für sie einen Score. Die Videos mit den höchsten Scores werden dem Nutzer oder der

nicht passendes Video   passendes Video

Leserichtung



**Video 3**



Fotos: @pgirls\_cheer / TikTok; @kayoverby / TikTok; afloresfit / TikTok; @paigejohnston\_fit / TikTok

Nutzerin schließlich ausgespielt. Unser Experiment zeigt, dass eine halbe Stunde ausreicht, damit die Score-Ergebnisse die vermeintlichen Interessen unserer Test-Accounts treffen. Von Seiten der Nutzer:innen reicht dafür offenbar schon das Signal über die Spieldauer der gesehenen Videos. Auch in einem Blogpost über seinen Algorithmus bezeichnet TikTok die Spieldauer als starken Hinweis, wofür sich Menschen interessieren.

Für den Algorithmus spielt es dabei keine Rolle, ob das Video einer Person Spaß macht. Was zählt, ist, dass sie es ansieht und die App länger nutzt. In den internen Unterlagen heißt es, die Nutzungsdauer signalisiere die »Zufriedenheit der Nutzer«. Und das mag manchmal auch zutreffen. Man kann auf TikTok gut unterhalten werden, die Plattform ist voller Kreativität. Wer aber schon mal über Stunden ziellos durch eine Social-Media-App gescrollt und wütende, erschütternde Beiträge konsumiert hat, weiß auch: Zufriedenheit und Nutzungsdauer sind nicht zwangsläufig das Gleiche. Das kann auch für die Fitness-Bubble gelten, in die wir uns im ersten Durchlauf unseres Experiments hineinmanövriert haben. Einerseits treffen die Beiträge unser skizziertes Interesse. Andererseits kann die pausenlose Konfrontation mit Abnehmtipps und Fitnessübungen auch diejenigen verunsichern, die etwa mit Essstörungen kämpfen oder Probleme mit ihrem Körperbild haben.

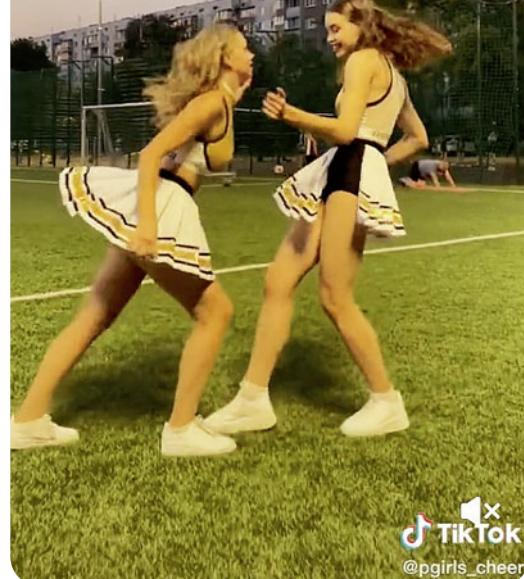
## II. Im Sog negativer Gefühle

Wie viel toxisches Potenzial in manchen TikTok-»Für dich«-Bubbles steckt, zeigt auch unser zweiter Durchlauf. Wir denken uns einen Teenager, dem es gerade nicht besonders gut geht. Er hat sich von seiner Freundin getrennt, in der Schule läuft es nicht, zu Hause ist er von der Familie genervt. Er hält bei Videos von Menschen inne, denen es ähnlich geht.

Schon wieder bekommen wir zu Beginn die Aldi-Kassiererin zu sehen. Es folgen zwei weitere Videos mit Abrufzahlen im Millionenbereich. Neuen Nutzer:innen werden offenbar erst einmal Clips gezeigt, die sich bewährt haben – die App kennt uns ja noch nicht. Das vierte Video ist ein Zufallstreffer. Ein Mädchen erzählt mit Tränen in den Augen von einer Vergewaltigung und wie ihr nicht geglaubt wurde. Wir schauen es uns ein zweites Mal an. TikTok merkt offenbar: Wir interessieren uns für traurige oder erschreckende Themen. Nach fünf Minuten geht es zum ersten Mal um Tod. Schon nach zehn Minuten scheinen wir in der Trauer-Bubble angekommen zu sein. Mehr als 80 Prozent der Videos drehen sich jetzt um Einsamkeit, Depression, Liebeskummer und Suizidgeuden. Nach einer halben Stunde liegt der Anteil bei mehr als 90 Prozent, wie zuvor beim Thema Fitness. Junge Menschen erzählen, wie verlassen und unverstanden sie sich fühlen, es geht um gescheiterte Freundschaften und gebrochene Herzen. Hin und wieder gibt es auch hoffnungsvolle Videos: »Sei stolz darauf, dass du noch hier bist«, »Gib niemals auf«. Aber diese kurzen Botschaften gehen unter im Sog aus Tränen und Klaviermusik, selten gibt es Videos zu ganz anderen Themen.

TikToks Richtlinien verbieten Videos, in denen Handlungen dargestellt oder »verharmlost werden, die zu Suizid, Selbstverletzung oder Essstörungen führen könnten«. Tatsächlich tauchen in den gut dreieinhalf Stunden, die dieser Durchlauf des Experiments dauert, keine expliziten Videos zu diesen Themen auf. Es sind vielmehr Andeutungen. Selbstverletzung und Suizid werden in Songtexten beschrieben, im Konjunktiv erwähnt oder aus der Retrospektive erzählt.

Psychische Erkrankungen gelten oft noch als Tabuthema. Kann TikTok ein Ort sein, an dem Betroffene lernen, dass sie



TikTok  
@pgirls\_cheer

5.5M  
24.1K  
40.4K



147.9K  
361  
1766

nicht allein sind? Oder verstärken die Videos negative Gefühle? Beides sei möglich, erklärt der Kinder- und Jugendpsychiater Michael Schulte-Markwort. »Beiträge auf sozialen Medien können Trigger sein. Und es kann problematisch sein, wenn Nutzer und Nutzerinnen sich immer wieder den gleichen Inhalten aussetzen. Da ist TikTok aber nicht allein – fast alle Plattformen arbeiten mit solchen selbstverstärkenden Systemen.« Entscheidend sei, dass Kinder, Jugendliche und natürlich auch Erwachsene lernten, damit umzugehen. TikTok teilte dem SPIEGEL auf Anfrage mit, man erkenne an, »dass zu viel

von allem nicht zu dem vielfältigen Entdeckungserlebnis passt, das wir schaffen wollen«. Mitte Dezember kündigte die Plattform dann öffentlich Änderungen an ihrem Algorithmus an. Man teste derzeit Möglichkeiten, um künftig nicht immer wieder ähnliche Videos zu empfehlen, die in größerer Menge problematisch werden können – zu Themen wie »extremen Diäten oder Fitness, Traurigkeit oder Trennungen«.

Die Ankündigung dürfte auch eine Reaktion auf Recherchen des »Wall Street Journals« (»WSJ«) sein. Demnach wurden sogar Accounts, die auf 13-Jährige angemeldet sind, Videos mit gesundheitsgefährdenden Inhalten vorgeschlagen. Darunter waren Challenges zur schnellen Gewichtsabnahme und Empfehlungen, weniger als 300 Kalorien am Tag zu sich zu nehmen oder Abführmittel zu nutzen. Schon im vergangenen Sommer hatte die US-Zeitung ein Experiment ähnlich zu unserem durchgeführt, bei dem programmierte Bots die Steuerung der TikTok-App übernahmen. Dabei gelangten laut »WSJ« viele der Bots in sogenannte Rabbit Holes, also thematische Nischen mit zunehmender Radikalität. Ein Bot, der auf politische Clips anspringen sollte, landete schließlich bei Verschwörungserzählungen über die angeblich manipulierte US-Wahl.

TikTok merkte dazu an, das Vorgehen sei nicht repräsentativ für das reale Nutzungsverhalten. Echte Menschen hätten eine breitere Palette an Interessen. Und diese Kritik gilt natürlich auch für unser Experiment. Der Versuchsaufbau zeigt vielmehr, wie schnell der Algorithmus reagiert, wenn er thematisch eindeutigen Input bekommt. Im »WSJ«-Experiment landen übrigens selbst einige diverser angelegte Bots in Rabbit Holes.

### III. Von Esoterik zu Impfskepsis

Auch im dritten Durchlauf unseres Experiments entdecken wir so einen thematischen Kaninchenbau. Eigentlich sollte es um Esoterik gehen: Wir folgen den Interessen einer von uns erdachten Abiturientin, die sich für Spiritualität und Astrologie interessiert. Diesmal dauert es länger, passende Clips zu finden. Wir wischen uns durch Hunderte Videos, bis es nach 21 Minuten um Sternzeichen geht. Den Clip schauen wir uns dreimal an. Eine Minute später kommt das nächste Sternzeichen-Video. Jetzt schneidet TikTok sein Angebot immer genauer auf uns zu. Es geht um japanische Weisheiten, Teufel und Hexen. Uns wird empfohlen, Salz und Lavendel unter die Fußmatte zu legen, um negative Energien von der Wohnung fernzuhalten. Kartenlegerinnen prophezeien die Zukunft.

Als kaum noch etwas anderes auf unserer »Für dich«-Seite auftaucht, fangen wir irgendwann an, nicht mehr jedes Video in voller Länge anzuschauen. Es dauert nur wenige Minuten, bis TikTok uns Inhalte aus einem offenbar benachbarten Themenspektrum zeigt: der alternativen Wissenschaft und, nur wenige Videos weiter, der Welt der Impfskepsis. Angebliche Mediziner:innen sprechen über den »Corona-Irrsinn«, ziehen die Wirksamkeit und Sicherheit der Impfstoffe in Zweifel und verbreiten längst widerlegte Falschbehauptungen. Oft, aber nicht immer, blendet TikTok zumindest einen Hinweis ein, der zu häufigen Fragen rund ums Coronavirus führt.

TikTok teilte zu diesem Thema mit, man stelle Informationen zu Corona an verschiedenen Stellen in der App bereit und arbeite mit Expert:innen zusammen, »um unserer Community zu helfen, sicher und informiert über Covid-19 und Impfstoffe zu bleiben«. Allein im zweiten Quartal 2021 seien mehr als 27 000 Videos wegen Corona-Falschinformationen entfernt worden.

Auch mehrere der auffälligen Videos aus unserem Experiment sind inzwischen nicht mehr aufrufbar. ■



Salbei gehen schlechte  
Träume

3661

59

206



478.6K

11.4K

15.8K



# Quetschkartoffeln

## mit Knoblauchöl für 99 Cent

Am Ende des Geldes noch zu viel Monat übrig? In unserer Kolumne zeigen wir leckere Rezepte für knappe Budgets. Dieses Mal gibt's einen Social-Media-Star: kross gebackene Smashed Potatoes.

TEXT UND FOTO SEBASTIAN MAAS

**E**in Rezept, das mir auf meiner liebsten Prokrastinationsplattform TikTok immer wieder in den Feed gespült wird, ist das für Smashed Potatoes, also zerquetschte Kartoffeln. Als Alman hatte ich eigentlich gedacht, bereits jedes Kartoffelrezept der Welt zu kennen. Ich lag falsch! Smashed Potatoes sind der perfekte Mix aus Kartoffelpüree und Pommes: Die nicht ganz fertig gekochten Kartoffeln werden zerquetscht und mit Knoblauchöl im Ofen knusprig gebacken. Als geschmackliches Gegengewicht gibt's dazu einen leichten Joghurt-Dip mit Zitrone und Petersilie.

### Was braucht man für zwei Portionen?

- ein Kilogramm kleine Kartoffeln (vorwiegend fest- oder mehligkochend)
- zwei bis vier Zehen Knoblauch
- acht Esslöffel Olivenöl
- vier Esslöffel Naturjoghurt
- vier Esslöffel Frischkäse
- die Schale einer Biozitrone
- etwas Petersilie
- Salz und Pfeffer zum Abschmecken

### Was kostet das?

Wenn man auf Angebote achtet: 99 Cent pro Portion

### Wie lange dauert es?

45 bis 60 Minuten, je nach Ofen

### Wie geht das?

Die ungeschälten Kartoffeln gut zehn Minuten lang in kochendem Salzwasser garen. Sie sind fertig, wenn man fast widerstandslos ein Schälmesser hineinstechen kann.

Die Garzeit nutzen, um den Knoblauch zu hacken und zwei bis drei Minuten in Olivenöl anzubraten. Wenn er anfängt, leicht golden auszusehen, sofort die Hitze abstellen und das



Öl durch ein Metallsieb in eine Schale gießen. Wer kein Sieb hat, hört 30 Sekunden früher mit dem Braten auf und sammelt den Knoblauch mit einem Löffel aus dem Öl. Wichtig: Er darf nicht verbrennen, weil er sonst bitter schmeckt. Knoblauch und aromatisiertes Öl getrennt zur Seite stellen.

Die gegarten Kartoffeln abgießen und zwei Minuten warten, damit der Dampf verfliegt und man sich nicht die Finger verbrennt. Nun beginnt der spaßige Teil: Die Kartoffeln werden – mit etwas Abstand – auf ein oder zwei Backbleche verteilt und gequetscht. Wer keinen Kartoffelstampfer besitzt, greift zu einem Marmeladenglas.

Die Kartoffeln sollten so stark zerdrückt werden, dass sie noch etwa eineinhalb Zentimeter hoch sind. Jetzt das Knoblauchöl auf den Kartoffeln verteilen. Noch einmal kräftig salzen und das Blech ins Backrohr schieben – für etwa 25 bis 40 Minuten bei 200 Grad (Ober-/Unterhitze), je nach Bräunungspräferenz und Ofen.

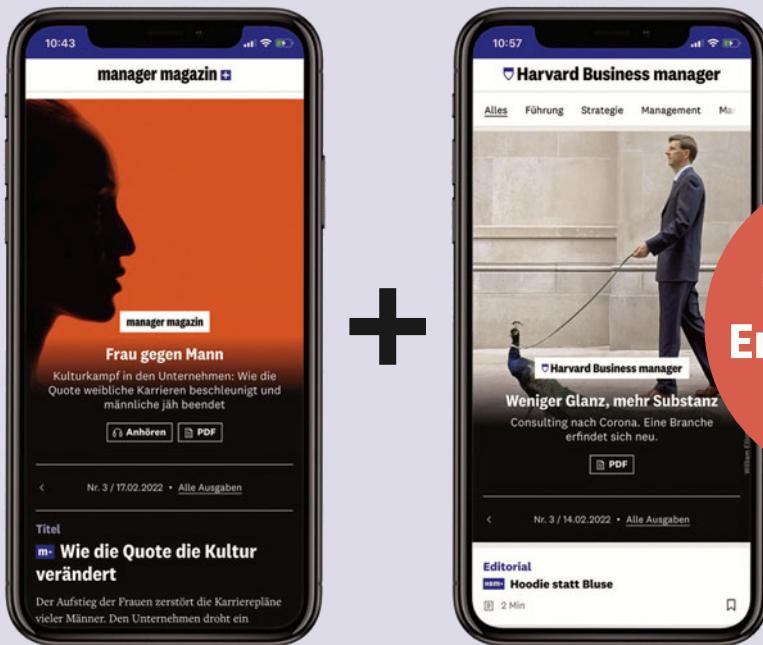
Während die Kartoffeln vor sich hin knuspern, den Dip anrühren. Dafür Joghurt und Frischkäse vermengen. Die Petersilienblätter waschen, hacken und den Großteil hinzugeben, den Rest als Garnitur aufbewahren. Die Zitrone waschen und die Schale abreiben. Wir wollen nur den gelben Teil, nicht den weißen – der ist bitter. Wer keine Reibe hat, schält die Zitrone vorsichtig mit einem scharfen Messer und hackt die Abschnitte anschließend fein. Auch die Schale kommt in den Dip. Alles verrühren und nach Geschmack mit Salz und Pfeffer abschmecken.

Nach 20 Minuten Backzeit lohnt sich ein prüfender Blick in den Ofen. Ich bevorzuge Smashed Potatoes eher goldbraun als goldgelb – weil sie dann schön crunchy sind. Wer zu früh aufgibt, verpasst etwas! Vorsicht: Bei dicken Blechen oder einem Ofen mit viel Unterhitze müssen die Kartoffeln nach der Hälfte der Zeit gewendet werden.

Sieht alles kross und lecker aus, darf angerichtet werden. Figurbewusste legen die Kartoffeln zuerst auf ein Küchentuch, um das überschüssige Fett aufzufangen. Alle anderen verteilen sie direkt auf einem Teller, geben den vorab gesicherten Knoblauch und die restliche Petersilie darüber und dippen los.

Das Grundrezept kann man beliebig variieren. Wichtig ist nur, keine Kräuter, Zwiebeln oder Knoblauch mit in den Ofen zu geben – sie verbrennen zu schnell. Zum Aromatisieren des Öls eignen sich auch gehackter Rosmarin oder Oliven, der Joghurt kann mit Sriracha, Harissa oder Pesto aufgepeppt werden. Veganer:innen lassen den Frischkäse weg und verwenden Sojajoghurt. Dann empfehle ich aber eine Prise Zucker als Gegengewicht zur Säure. ■

# Top-Duo jetzt günstig im Digital-Paket sichern!



Für alle  
unter 30 Jahre:  
**Erster Monat  
gratis!**

**manager magazin+ und Harvard Business manager+  
im Digital-Paket für monatlich nur € 11,99 statt € 19,99!**

- » **Alle Artikel, Reportagen und Kolumnen von m+ und HBm+**  
auf der Seite [manager-magazin.de](http://manager-magazin.de) und in der manager-Nachrichten-App.
- » **Inklusive der digitalen Magazine** manager magazin und Harvard Business manager mit allen Inhalten der gedruckten Ausgaben als E-Paper (PDF) zum Download.
- » **Zugriff auf das Archiv** mit allen bereits erschienenen digitalen Ausgaben.
- » **Erster Monat kostenlos für alle unter 30 Jahre.** Danach nur € 11,99. Monatlich kündbar.

» Starten Sie jetzt Ihren kostenlosen Probemonat!

Online: **[abo.manager-magazin.de/u30](http://abo.manager-magazin.de/u30)**

Das Stipendium für mehr Freiheit:

Jetzt bewerben!



25 x  
3.000  
Euro

Das MLP Stipendium unterstützt dich bei allem, was dir beim Studieren nützt – egal ob Studienmaterial oder Auslandsaufenthalt.

INFOS UND BEWERBUNG:  
[MLP-STIPENDIUM.DE](http://MLP-STIPENDIUM.DE)



MLP Finanzberatung SE

MLP Stipendienprogramm  
Alte Heerstraße 40, 69168 Wiesloch  
stipendium@mlp.de

**SPIEGEL Start**

Medienpartner

 **MLP**

Finanzen verstehen. Richtig entscheiden.